20 Pfennig. 12 Kr. ö. W.

Universal-Bibliothek

2002

Jeder Band ist für 20 Pfennig einzeln käuflich

Dosia.

Eine Erzählung

von

Henry Greville.

Deutsch von

H. Meerholz.

Leipzig.
Verlag von Philipp Reclam jun.

Dosia.

Erzählung

von

Henry Greville.

Deutsch von

H. Meerholz.

[d. i. Hermann Denhardt]

[ca. 1885]

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

1.

Es war im Lager bei Zarskoje-Selo, einige Kilometer von Petersburg.

Das Mittagsmahl im Kasino der Garde-Kavallerie war eben zu Ende. Die jungen Offiziere hatten das Namensfest des einen unter ihnen gefeiert, und die Gesellschaft war zu jener heiteren Stimmung gelangt, die auf gute Mahlzeiten folgt.

Zum letztenmale machte der Champagner die Runde um die Tafel. Das Offizierzelt, an der einen Seite aufgenommen, ließ die letzten Strahlen einer schönen Junisonne hineinfallen. Es konnte neun Uhr abends sein; der Staub, den die Füße der Pferde und der Infanterie den ganzen Tag über aufgewirbelt hatten, ließ sich langsam wieder auf die Erde hinab und umhüllte das ganze Lager mit einem goldenen Nimbus.

Nach dem kleinen Sommertheater, in dem sich die Jugend die Zeit ihrer militärischen Verbannung vertreibt, rollten zahlreiche Kutschen, welche verheiratete Offiziere mit ihren Frauen in sich bargen. Die kleinen Droschken, zur Selbstgenügsamkeit zwingend und eng wie eine Degenscheide, auf die sich ein junger Offizier gesetzt hat, — muß doch in Ermangelung der hinreichenden Breite beim Fahren gewöhnlich ein Kamerad den anderen auf den Schoß nehmen, — kamen zuerst an und setzten ihre Last auf dem Perron vor dem Theatersaale ab.

Diese muntere Reihe von Equipagen rollte unaufhörlich nach der anderen Seite des Platzes; aber die Vorstellung dieses Abends sollte von den weißen Mützen

mit rotem Streifen nicht verschönert werden: die Herren Gardekavalleristen hatten beschlossen, den Abend im Kasino zuzubringen. Man befand sich hier so gut aufgehoben! Breite, weitbauchige, chinesische Porzellanvasen enthielten Sträuße von märchenhafter Pracht; Pyramiden von allerlei Obstsorten schichteten sich in Krystallschalen empor; kostbare Kelche waren mit Bonbons und Konfituren reichlich gefüllt, — jeder Offizier von achtzehn Jahren ist ein doppeltes Kind, ein Liebhaber von Süßigkeiten; — große, dichte Sträucher von dunklem Grün verdeckten die Pfähle, die das Zelt stützten . . .: kurz, diese jungen Leute, von denen viele Millionäre waren, hatten es so einzurichten versucht, daß sie im Lager täglich einen Widerhall ihres reichen städtischen Lebens finden konnten, und es war ihnen gelungen. Wenn man überdies für ein Essen unter Freunden zweihundert Francs auf den Kopf berechnet, so speist man doch wenigstens behaglich.

„Wo kann man sich wohler als im Schoße seiner Familie fühlen?" witzelte der Held des Festes und dehnte sich träge auf seinem Stuhle aus, während man Kaffee und Cigarren umherreichte.

„Ihr seid meine Familie, meine lieben Freunde, meine patriotische Familie, meine Sommerfamilie natürlich, denn für die anderen Jahreszeiten habe ich eine andere Familie!" fuhr er fort und ließ jenes schwere und zufriedene Lachen vernehmen, das einen kleinen, ganz kleinen Spitz verrät.

Die Kameraden antworteten ihm mit einem Chore von lustigem Gelächter und fröhlichen Ausrufen.

„Ich habe sogar eine Familie für jede Jahreszeit," fuhr Peter Murief mit derselben munteren Laune fort. „Meine Familie zu Petersburg habe ich für den Winter; meine Familie zu Kasan für die Jagd . . . für den Herbst will ich sagen; meine Familie am Ladoga für den Frühling . . ."

„Für die Zeit des Nesterbauens und der Liebe!“ warf ein etwas heiterer Zuhörer dazwischen.

Der Oberst, der dem Mahle beigewohnt hatte, — er war der Freund dieser ganzen schönen Jugend, — hielt den Augenblick sich zurückzuziehen für gekommen und schob seinen Sessel zurück. Die alten Offiziere, vier oder fünf an der Zahl, ahmten ihm nach.

„Sie wollen schon gehen, Oberst!“ rief Peter und stützte sich mit seinen beiden Händen auf den Tisch. „Das ist Abfall! Ein Oberst, der vor dem Feind die Flucht ergreift! . . . Wie! auch Sie anderen! Punsch!“ rief er auf Russisch den dienstthuenden Soldaten zu. „Wir wollen dem Obersten den Feind zeigen; er wird nicht wagen, seine Fahne zu verlassen.“

„Ich habe eine amtliche Zusammenkunft,“ versetzte lächelnd der Regimentschef, „entschuldigen Sie mich gütigst . . . Es ist sehr wichtig!“ fügte er mit einem so ernsten Tone hinzu, daß Peter und die anderen Offiziere auf ihrer Bitte nicht bestanden.

Der Oberst zog sich zurück, drückte allen die Hände und erwiderte jedes Lächeln.

„Wie gut er ist, der Oberst!“ sagte ein Lieutenant, „er geht gerade zu der Zeit fort, wo man seiner noch freundlich gedenkt.“

„Wahrhaftig, es ist ein Mann von Geist!“ erwiderte ein Rittmeister von fünfundzwanzig Jahren ungefähr, mit dem Georgs-Kreuze geschmückt, dessen schönes Gesicht eine sehr auffallende Mischung von Ernst und Bosheit zeigte. „Er hat gesehen, daß Peter schon auf dem besten Wege war, Dummheiten zu sagen, und da er ihn an seinem Namenstage doch nicht in Arrest werfen will. . . .“

„Dummheiten, ich? Du kennst mich nicht!“ entgegnete Peter mit unsäglichem Ernste.

Das ganze Kasino brach in Lachen aus.

„Dummheiten! Ist es etwa eine Dummheit, daß ich

eine Familie für jede Jahreszeit habe? Es ist im Gegenteile das Mittel, nie allein zu leben. Gott der Herr hat zum Adam gesagt: es ist nicht gut allein zu sein . . ."

„Steige auf den Tisch!" rief man von allen Seiten. „Vorwärts, auf die Kanzel! Wir wollen eine Predigt hören."

„Nein, ich werde nicht hinaufsteigen," versetzte Peter, den Kopf schüttelnd; „ich würde mit den Füßen nur in den Punsch treten."

Glühend heiß und brennend kam der Punsch in einer ungeheuer großen silbernen Bowle mit dem Regimentswappen an. Die kleinen Schalen von demselben Metall und ebenfalls mit dem Wappen bezeichnet, die die Gläser ersetzten, reihten sich wie ein gut aufgestelltes Armeecorps um die Hauptbowle.

Peter ergriff die große Füllkelle und begann gewissenhaft die helllodernde Flüssigkeit umzurühren.

„Deine Winterfamilie läßt sich verstehen," sagte ein Offizier; „die Jagdfamilie ist auch noch vernünftig; aber was zum Teufel kannst du mit deiner Frühlingsfamilie anfangen?"

„Ist das nicht selbstverständlich?" versetzte Peter mit dem Tone einer Überlegenheit ohne Gleichen.

„Ja, inwiefern denn?" erwiderte eigensinnig ein anderer.

„Ich mache ihr den Hof!" rief der junge Offizier triumphierend aus. „Sie besteht nur aus Frauen.

Eine Lachsalve wälzte sich von einem Ende des Zeltes bis zum andern und prallte wie ein heftig gegen eine Mauer geschleuderter Ball auf ihn selbst zurück. Peter Murief konnte seinen Ernst nicht bewahren.

„Acht Werste im Umkreise," versicherte er, „habe ich neunzehn Cousinen. Fünf gleich in dem Hause links von der Straße, da wo man ankommt; drei in dem Hause rechter Hand, zwei Werste weiter, sieben am Flusse und vier am Ufer des Sees. In Summa neunzehn. Und ihr fragt noch, wozu mir meine Frühlingsfamilie dient!"

Er zuckte die Achseln und versuchte die Flamme des Punsches zu ersticken.

„Welcher hast du denn den Hof gemacht?“ fragte ihn ein Nachbar.

„Allen!“ versetzte Peter mit der Miene eines Siegers. Einen Augenblick dachte er nach und fuhr dann fort: „Nein, der ältesten habe ich nicht den Hof gemacht, weil sie siebenunddreißig Jahre alt ist, und der jüngsten auch nicht, denn sie zählt erst siebzehn und einen halben Monat. Allen übrigen habe ich aber den Hof gemacht.

„Ei freilich, wenn du die kleinen Mädchen auch mitzählst!“ bemerkte sein Nachbar mit einer etwas spöttischen Miene.

„Die kleinen Mädchen? Erfahre denn, mein Herr, daß es keine ärgere Kokette als ein Mädchen von zwölf Jahren giebt, und da es die weiblichen Tugenden noch nicht zu kennen braucht, so zieht es dich an deinen Rockschößen und sagt zu dir: ‚Nun, Vetter, du machst mir keine Komplimente mehr?‘“

„Zugegeben!“ brüllte die dem Punsche nächste Hälfte der Offiziere.

„Aber hast du bei einer anderen Cousine Glück gehabt?“ fragte der Rittmeister mit dem Georgs-Kreuze, indem er näher trat.

„Glück gehabt? . . . Hm! . . .“ versetzte Peter. Nach einer augenblicklichen Überlegung brach er in Lachen aus und rief:

„Ei ja, ich habe Glück gehabt! Ich habe eine entführt!“

„Entführt?“

„Was hast du mit ihr angegeben?“ rief man.

„Was kann ich wohl mit ihr angegeben haben?“ versetzte Peter mit einem schulmeisterlichen Tone und kreuzte die Arme über seiner Brust.

Tausend Vermutungen kreuzten sich wie Bajonette in der von Alkohol und Arom gesättigten Luft. Der Rittmeister Surof war sehr ernst geworden.

„Zu welcher Zeit hast du diesen Ausflug unternommen?“ fragte er Peter.

„Vor ungefähr sechs Wochen,“ erwiderte dieser. „Er geschah während meines letzten Urlaubs.“

„Und du hast uns nichts davon erzählt? O, der Geheimniskrämer! O, der schlechte Kamerad!“ riefen die jungen Narren, und klatschten in die Hände.

„Wollt ihr meine Geschichte hören?“ fragte Peter Murief und ließ seine große Kelle ruhen.

Der Punsch brannte nur noch schwach; die Ordonnanzen hatten die zahlreichen Armleuchter angezündet, so daß es hell wie am lichten Tage war.

„Ja, ja!“ rief man.

Surofs Miene zeigte keine Zufriedenheit.

„Peter,“ sagte er mit leiser Stimme, „denke ein wenig an das, was du thun willst.“

„O, Herr Graf,“ entgegnete Peter mit angenommenem Ernste, „seien Sie unbesorgt, man wird Ihre keuschen Ohren nicht verletzen.“

Der Graf unterdrückte eine Geberde von Unmut.

„Nun,“ sagte Peter und legte dem jungen Rittmeister die Hand auf den Arm, „du sollst mich zurückhalten, wenn du findest, daß ich zu weit gehe.“

„Ach, der schöne Auftrag!“ rief der Nachbar gegenüber.

„Nicht so schlecht!“ erklärte Peter mit spöttischer Miene. „Ihr sollt sehen, daß er mich noch bitten wird fortzufahren. Aufgepaßt! Ich fange an!“

Der Punsch machte die Runde um den Tisch, man zündete Cigarren, türkische Cigaretten, Paquitos in Maisstroh, in einem Worte alles an, was sich unter diesem Himmel rauchen läßt, und Peter begann seine Erzählung.

2.

„Ich will euch nicht erzählen, in welchem Hause die Cousine, die ich entführt habe, lebte, noch wie viel Schwestern sie besaß; das würde euch auf die Fährte bringen, und ich lasse den Verdacht lieber nach euerer Wahl auf einer dieser neunzehn Grazien oder Musen ruhen. Ich will euch nur sagen, daß meine Cousine, Palmyra . . .“

„Palmyra ist kein russischer Name!“ rief eine Stimme.

„Sagen wir also Clementine!“

„Clementine ist ebensowenig russisch!“

„Ein Grund mehr,“ erwiderte Peter, „da ich ihren Namen nicht sagen will! Meine Cousine Clementine ist siebzehn Jahre alt und in einer Familie, deren sämtliche Töchter schlecht erzogen sind, die schlecht erzogenste. Der Grund zu dieser beklagenswerten Erziehung ist ziemlich sonderbar. Meine Tante Eudoxia, — ich erkläre euch im voraus, daß dies nicht ihr Name ist, — meine Tante hatte als erstes Kind eine bewunderungswürdig häßliche Tochter. Untröstlich zu sehen, wie sich diese unangenehme Knospe an ihrem häuslichen Herde entfaltete, bemühte sie sich, sie mit allen Tugenden zu schmücken, die eine Frau verschönern können. Aber meine Tante Praskovia . . .“

„Eudoxia!“ erinnerte ein Fähnrich.

„Virginia!“ fuhr Murief gelassen fort. „Meine Tante Virginia hat keine glückliche Hand. Wenn sie Gewürz an die Gurken thun muß, so versalzt sie sie gewöhnlich, und handelt es sich um Eingemachtes, so nimmt sie bisweilen nicht genug Zucker. Diesmal behandelte sie ihre Tochter wie Gurken, nur mit dem Unterschiede, daß sie zu viel Zucker an sie verschwendete. Kurz, um deutlich zu reden, sie erzog ihre älteste Tochter so vorzüglich, sie impfte ihr so viele Tugenden und Vollkommenheiten ein, daß das liebe Geschöpf unerträglich wurde. Ihre christliche Sanftmut machte sie widerlicher als aller Essig beim Einge-

machten . . . Entschuldigt, liebe Freunde, diese kulinarischen Vergleiche; aber wenn ihr den Kultus kanntet, dem man bei meiner Tante Pulcheria für das Eingemachte huldigt! . . . Meine erste Cousine war also so vollkommen, daß meine Tante in Verzweiflung erklärte, ihr zweites Kind — das, in Parenthese gesagt, lange auf sich warten ließ, — sollte sich ganz allein erziehen. So geschah es denn. Meine Tante empfing vom Himmel eine Sammlung Mädchen, die sich, ein jedes nach seiner Art, selbst erzogen haben, und ich bürge euch, daß sich in dieser Sammlung ziemlich merkwürdige vorfinden."

„Kann man sie sehen?" fragte ein Offizier.

„Nein, zärtlich geliebter Freund."

„Auch nicht für Geld?" sagte ein anderer dringend.

„Auch nicht für umsonst!" erwiderte Peter. „Meine Cousine Clementine ist also die schlechterzogenste von allen, — urteilt selbst! Ich will euch nur einen einzigen Umstand mitteilen, ihr werdet daraus auf das Übrige schließen können: sobald man bei Tische ein Gericht nach ihrem Geschmacke herumreicht, so läßt sie vorher erst alle andern zulangen; sobald ihr der Diener darauf die Schüssel hinhält, so berührt sie die äußerste Spitze ihres Samtzüngchens mit ihrem rosigen Finger und thut, als ob sie einen Kreis mit ihm um den Rand der Schüssel machte und sagt: ‚Jetzt kann niemand mehr etwas davon wollen, und alles gehört mir.'"

„O!" riefen die Zuhörer entrüstet.

„Und sie ißt alles, denn sie schlägt eine gute Klinge, das kann ich verbürgen. Das ist also die Cousine, die ich entführt habe. Vielleicht werdet ihr mich nun fragen, weshalb ich, da es in der Sammlung meiner Cousinen doch sicherlich selbst unter ihren Schwestern noch andere weniger schlecht erzogene geben muß, gerade diese vorgezogen habe. Aber sie hat einen großen Vorzug: sie ist hübsch wie die Liebesgöttin."

„Blond?“ fragte ein Neugieriger.

„Hellbraun, mit blauen Augen und Wimpern, so lang.“

Peter zeigte seinen Arm bis zum Ellbogen hin.

„Groß?“

„Ganz klein, mit kaum sichtbaren Füßchen und Händchen, von feinem Wuchse, fein, wie ein Zwirnsfaden; — und Geist . . . o, der Geist!“

„Mehr als du?“ bemerkte der Graf Surof, der wieder guter Laune geworden war.

„Frauen haben immer mehr Geist als Männer!“ erwiderte Peter Murief salbungsvoll. „Es giebt allerdings Männer, die das Gegenteil glaubhaft machen wollen, allein — —“

Zwei bis dreimal legte er seinen Zeigefinger mit einer Geberde überzeugender Verneinung gegen die Nase. Das ganze Kasino klatschte in die Hände.

„Nun,“ fuhr der Held fort, meine Cousine reitet gern. Und sie hat in der That recht, denn zu Pferde ist sie göttlich. Sie reitet einen wahren Teufel von Gaul, groß wie das Pferd des Obersten, aber magerer; eines dieser dürren Pferde, die ausschlagen, ihr wißt ja. Dieses straft die Traditionen seiner Rasse nicht Lügen; es schlägt zur Zeit wie zur Unzeit aus. Dann muß man sehen, wie sich Clementine, auf diesem wunderlichen Kolosse sitzend, bei jedem Schlage anmutig vornüber beugt! Während dieses Tier aus dem Buche der Offenbarung mit allen vier Füßen ausfeuert, hat meine Cousine eine so zufriedene Miene, als ob sie euch eine Tasse Thee anböte.“

„Ei, das ist ja ein Kapitalweib, deine Cousine!“ bemerkte ein Offizier.

„O ja,“ rief Peter, „ihr werdet es ja sehen. Vor ungefähr sechs Wochen, im Anfange des Monats Mai, saß ich nun auf einer dieser Bänke, wie man sie in Gärten hat, ihr wißt ja schon! Eine sehr lange Bohle liegt nur

an den äußersten Enden auf und muß sich dann unter der Schwere des Körpers beugen . . ."

„Ach, eine Schaukelbank!"

„So ist es. Ich saß darauf, unterstützte meine Verdauung durch eine mäßige Bewegung und schaukelte mich leicht von unten nach oben und von oben nach unten wie ein an einer Gummischnur hängender Bajazzo. Von einem dicken Baume, der diese Schaukelbank beschattete, fielen — ach, ich sehe sie noch immer — Raupen herab, als ich plötzlich ein lautes Klirren von der Glasthür her vernahm."

„Ach, sagte ich zu mir, eine zerbrochene Glasscheibe!"

„Ich lauschte hin. Nein! Die Scheibe war nicht zerbrochen. — Also gerettet! Gott sei Dank, dachte ich und nahm meine Cigarette wieder zur Hand."

„Kaum hatte ich dieses Stoßgebet ausgesprochen, als ich eine weiße flatternde Gestalt bemerkte, die den Perron herabpurzelte. Ich muß nämlich bemerken, daß dieser Perron aus neun so hohen Stufen besteht, daß man sich, wenn man sie hinaufsteigt, mit den Knien gegen das Kinn stößt. Bedenket nun, ob es leicht ist, sie hinabzusteigen! Die weiße flatternde Gestalt langt unten auf dem Rasen an, gewahrt mich, bleibt bestürzt stehen, nimmt dann wieder einen Anlauf und wirft sich mir so ungestüm in die Arme, daß ich beinahe auf die andere Seite der Bank hinabgestürzt wäre."

„O, mein Vetter, ich bin sehr unglücklich! sagte Clementine zu mir und vergoß heiße Thränen."

„Ich hatte sie in meinen Armen aufgefangen und wagte nicht sie zurückzuhalten. Die Fenster des Hauses blickten uns mit wütender Miene an. Ich setzte sie neben mich auf die Bank und nahm meinen Platz wieder ein. Bei dem Zusammenstoße hatte ich meine Cigarette verloren."

„Erzähle mir deinen Kummer, liebe Cousine! sagte ich."

„Sie ist immer hübsch; wenn sie aber weint, hat sie etwas ganz absonderlich Reizendes."

„Mama tötet mich vor Kummer! sagte sie zu mir und rieb sich mit ihrem Taschentuche, welches sie so zusammengeballt hatte, daß es nicht größer als ein Fingerhut war, die Augen aus allen Kräften. Ich soll den Bayard nicht mehr reiten."

„Ihr großes Pferd? fragte ich ein wenig verdutzt?"

„Ja! Ach, mein armer Bayard, er liebt mich so sehr! Er ist so süß!"

„Über dieses Kapitel teilte ich Clementinens Ansicht nicht, aber ich bewahrte ein kluges Schweigen."

„Mama ist auf ihn böse, ich weiß nicht weshalb . . . Bloß um mich zu ärgern, glaube ich. Ei ja, er schlägt ein wenig aus; aber wer ist denn vollkommen?"

„Ich beugte mich vor dieser philosophischen Wahrheit."

„Gestern war er übeler Laune; unser Friedensrichter kam mit uns bis zum Walde zu Fuß . . ."

„Ich weiß es, ich begleitete Sie ja."

„Ach, richtig. Nun gut! An der Sandgrube angekommen, begann Bayard auszuschlagen, und der Friedensrichter wurde mit Staub bedeckt. Ha, ha, ha! rief Clementine schon getröstet und brach in Lachen aus. Wie komisch sah er aus! Sand, wirklichen Sand hat er hinuntergewürgt! Da wird es ihm eine Zeit lang vergehen, seine armen Bauern auszuschelten, die er immer so übel behandelt! Und Mama ist wütend! Sie sagt, Bayard sei ein garstiges Tier, und will ihn die Tonne ziehen lassen. . . . Sie wissen schon, die Tonne, um das Wasser aus der Quelle zu holen, da unten im Thale . . ."

„Ja, ja, ich weiß."

„Ich will nur hoffen, daß er sogleich alles zerreißt und der Tonne den Boden einschlägt, sobald man ihn anspannt.

„Ah!"

„Es ist Unrecht, daß Mama Bayard für ein garstiges Tier ausgiebt. Und dann ist es auch gar nicht seine Schuld, wenn er gestern ausgeschlagen hat."

„Wie, es ist nicht seine Schuld? versetzte ich und blickte Clementine verstohlen an.“

„Nein! sagte sie keck; ich habe ihn ausschlagen lassen. Das macht mir Spaß und habe ich ihm beigebracht.“

„Sie haben einen gelehrigen Schüler an ihm gefunden, entgegnete ich ihr, da ich nicht wußte, was ich sagen sollte.“

„Ei, ja; vielleicht hatte er schon von Geburt an einige Anlagen, aber er ist sehr gehorsam.“

„In diesem Punkte, bemerkte ich.“

„Clementine gab darauf nicht acht.“

„Ich verabscheue ihn, diesen Friedensrichter, fuhr sie fort. Wissen Sie weshalb?“

„Nein, meine Cousine.“

„Ei, es ist ein Freier! Deshalb ist Mama so ärgerlich.“

„Ein kleiner Schauder von Eifersucht zerschnitt mir das Herz. Bis dahin hatte ich Clementine nur als ein albernes und reizendes Kind betrachtet. Aber der Schatten dieses Friedensrichters gab meinen ganzen Ideen einen Umschwung.“

„Ein Freier um Sie? fragte ich.“

„Um mich, oder um Sophie, oder um Lukretia, oder um . . . (sie nannte noch einige Schwestern.) Sie müssen verstehen, lieber Vetter, er ist ein Freier im Allgemeinen.“

„Die Ideen dieses Freiers ‚im Allgemeinen‘ war weniger erschreckend. Plötzlich beruhigt, hatte Clementine unsere elastische Schaukelbank in Schwung gesetzt, und die Spitze ihres kleinen Füßchens, die von Zeit zu Zeit die Erde berührte, brachte uns in schnellere Bewegung. Mechanisch begann ich ihr nachzuahmen, und eine Zeit lang schaukelten wir uns, ohne ein Wort zu sprechen.“

„Sagen Sie doch, Vetter, begann sie mit einemmale, verheiratet man sich bei der Garde-Kavallerie?“

„O ja, Cousine, man verheiratet sich . . . gewiß! Gerade nicht viele, aber doch . . .“

„Nicht viele? wiederholte Clementine und richtete ihre hübschen, blauen noch thränenfeuchten Augen auf mich."

„Das heißt, es giebt viel Offiziere, die sich nicht verheiraten oder bei ihrer Verheiratung aus dem Regimente scheiden; aber es giebt auch verheiratete Offiziere."

„Clementine fuhr fort sich zu schaukeln; ich auch. Eine große Raupe fiel ihr auf die Haare."

„Sie neigte mir ihren hübschen Kopf zu, und ich strengte mich an, ihr diese dumme Raupe aus den frisierten und spröden Haaren, an denen sie sich fest klammerte, zu nehmen. Die verwünschte Kreatur kroch immer wieder hinein und streckte ihre Füße in so unglücklicher Weise aus, daß ich große Furcht hatte, ihr einige von diesen schönen kastanienbraunen Haaren auszureißen. Überdies waren meine Hände sehr ungeschickt. Dennoch gelang es mir."

„Endlich ist es geschehen, liebe Cousine, sagte ich zu ihr."

„Ich fühlte, daß ich rot geworden war. Sie hatte ruhig still gehalten."

„Besten Dank! erwiderte sie."

„Und wir begannen uns von neuem zu schaukeln."

„Ich weiß nicht, welcher Kobold sich in unsere Angelegenheiten mischte; — eine zweite Raupe fiel herab, diesmal auf Clementinens Schulter. Ich ergriff sie, ohne erst zu rufen: aufgepaßt, und hatte Zeit, die warme und sammetartige Haut unter dem Musselin ihres Leibchens zu befühlen."

„Es regnet wohl ordentlich? sagte sie ruhig und sah nach dem Baume empor."

„Wir wollen gehen, versetzte ich, von einer gewissen Lust bewegt, sie in die einsamen und schattigen Wege des alten Parkes zu führen."

„Ach nein, erwiderte sie; dieses Schaukeln macht soviel Spaß. Wenn Raupen hinabfallen, können Sie sie mir abnehmen."

„Ich verlange nichts Besseres, Cousine, antwortete ich."

„Zugleich berührte ich die Erde mit dem Fuße und nun ging es wieder los. Hop! hop!"

„Nach einem Augenblicke sagte Clementine, ohne die Augen zu erheben, zu mir: Ist es wahr, Vetter, daß ich so unartig bin?"

„O nein, erwiderte ich . . . Sie sind nur ein wenig — — phantastisch."

„Mama sagt, ich sei abscheulich, und niemand könne mich lieben."

„O, ich zum Beispiel! rief ich begeistert."

„Sie lieben mich, Sie? sagte sie unbefangen und senkte ihre Augen gerade in die meinen."

„Ja, ich liebe Sie, rief ich voller Leidenschaft."

„Die Raupen, Bayard, der Friedensrichter und diese teufelsmäßige Schwebebank hatten mich ganz den Kopf verlieren lassen."

„Als ich es nun so glühend versicherte, rief Clementine triumphierend: Nun, Vetter, so heiraten Sie mich doch!"

„Ich gestehe euch, Kameraden, wenn ich an diesen Morgen zurückdenke, schäme ich mich schrecklich über meine Dummheit."

„Dazu ist kein Grund vorhanden," bemerkte Surof ruhig.

„Ist das deine Ansicht? Nun, ich teile sie nicht, aber ich hatte den Kopf verloren, sage ich euch . . . — Ja, ich werde dich heiraten, liebes Kind, rief ich und unterbrach so plötzlich die Bewegung unserer Schaukelbank, daß wir alle beide beinahe vornüber auf die Nase gefallen wären. Ich hielt sie zurück, indem ich einen Arm um ihren Leib schlang. Aber sie machte sich sanft los, setzte den Fuß auf die Erde, und hop! hop!"

„Wann? fragte sie mich."

„Wann du willst! O Clementine, weshalb ist es mir nicht klar geworden, daß ich dich liebte?"

„Ich erging mich darüber wohl eine Viertelstunde lang. Sie hörte mir ruhig zu und lächelte mit entzückter Miene."

„Wir werden nach Petersburg gehen, sagte sie."

„Ja, meine Geliebte, und nach dem Lager . . ."

„Nach dem Lager? Das muß herrlich sein!"

Lautes Gelächter unterbrach den Redner.

„Lacht ihr über mich oder über sie, meine Herren?" fragte Peter und erhob sich.

Er hatte seine Erzählung mit einer gewissen Anzahl von Gläsern Punsch begossen, und seine Augen verrieten keine allzufriedliche Absichten.

„Ich weiß nicht, was an mir oder ihr lächerlich wäre!" fuhr er fort.

Surof zupfte ihn am Ärmel.

„Wir lachen über das Lager," erklärte er, „fahre fort."

„Gut!" versetzte Murief. „Daran ist wenigstens nichts Lächerliches!"

„Nein, nein, immer weiter!"

„Nun, meine Herren, wir waren nun Brautleute. Rede nur nicht mit der Mama darüber, sagte Clementine zu mir: du weißt, welch ein Widerspruchsgeist in ihr lebt; — wir wollen davon reden, sobald es Zeit ist . . . Sehr gut; aber ich hatte vergessen, daß mein Urlaub ablaufen mußte, und meine Reise auf den dritten Tag festgesetzt war."

3.

„Ihr möget es nun glauben oder nicht, Kameraden," fuhr Peter fort, nachdem der Punsch wieder seine Runde um die Tafel gemacht hatte, „die Aussicht auf diese Ehe erschreckte mich durchaus nicht."

„Potztausend, eine so niedliche Frau!" rief man von Ferne.

„Eine niedliche, ja, aber keine gefügige . . . ein wenig nach Art ihres Pferdes, welches so gehorsam ausschlug! Aber in diesem Augenblicke dachte ich daran nicht. Überdies war es Essenszeit. Clementine flog davon, ich folgte ihr. Weit besser als ich kletterte sie diese halsbrecherische Treppe, von der ich gesprochen, hinauf, und ich fand sie

erst bei Tische wieder, als sie ihre jüngste Schwester, die wie ein Pfau schrie, am Ohre zupfte. Meine Tante hatte viel Mühe in diesem von einem ewigen Sturmwinde, natürlich nur in moralischer Hinsicht, erregten Hause einen Anschein von Ruhe wiederherzustellen. Vor den Tellern einer allzufetten Suppe, die der Koch dieses Hauses vollendet gut zu kochen weiß, trat endlich Stille ein. Meine gute Tante, die mager wie eine Latte ist, delektierte sich daran."

„Ach, die gute Suppe! sagte sie von Zeit zu Zeit."

„Meine Braut schöpfte mit dem Löffel das Fett von ihrer Suppe und that es auf den Teller ihres Nachbars, des Ortspfarrers, der an diesem Tage wegen irgend eines Festes eingeladen war. Ganz versenkt in die scharfsinnige Auseinandersetzung einer kirchlichen Streitfrage, gewahrte der brave Herr nichts davon. Wir unterdrückten unser Lachen. Endlich entdeckte meine Tante die Kriegslist ihrer Tochter."

„O, pfui, wie abscheulich! rief sie."

„Ich bin schon fertig, Mama! antwortete meine Braut und verzehrte eilig ihre Suppe."

„Sie legte ihren Löffel auf ihren Teller und ließ einen befriedigten Blick über die Versammlung schweifen."

„Dieses Benehmen hätte mir Veranlassung zum Nachdenken geben sollen. Und doch nicht, nein. Ich fand Clementine anbetungswert. Vielleicht nahm sie die Änderung, die in ihrem Leben eingetreten war, nicht auf einmal so ernst, aber auch so war sie reizend."

„Nach dem Mittagsmahle spielte man Gorelki. Jeder nahm seine Dame, und die Paare stellten sich hintereinander auf. Ihr kennt dieses Spiel ja: wer keine Mitspielerin gefunden hat, muß das Zeichen geben und die laufende Dame zu fangen suchen. Ich suchte Clementine, um ihr die Hand zu geben, als sie plötzlich erschien und einen ungeheuer großen Neufundländerhund, den sie anbetet und der Pluto heißt, am Halsbande hielt."

„Was wollen Sie mit diesem Tiere anstellen? fragte ich sie.“

„Es ist mein Ritter, erwiderte sie und stellte sich mit ihrem Hunde in der Reihe der Paare auf.“

„Pluto setzte sich auf seinen Schwanz und ließ die Zunge heraushängen.“

„Nun? Und ich?“

„Sie? sagte sie und lachte mir ins Gesicht. Sie müssen klatschen und haschen.“

„Wahrhaftig, ich war der Letzte, und es gab keine Damen mehr. Zum großen Vergnügen der älteren Leute, die auf dem Balkon geblieben waren, stellte ich mich an die Spitze der langen Reihe und gab das Zeichen, indem ich in die Hände klatschte. Das erste hinter mir stehende Paar trennte sich und versuchte, rechts und links an mir vorübereilend, sich vor mir wieder zu vereinigen. Ich stellte mich, als wollte ich das junge Mädchen erhaschen, aber ohne große Begeisterung, und von neuem vereinigt begab sich das schnaubende Paar an das Ende der Reihe, um dort zu warten, bis sie wieder laufen mußten. Ebenso machte ich es bei mehreren anderen Paaren: nach Clementinen allein strebte mein Sinn, und ich war gespannt zu sehen, was sie mit ihrem Hunde anfangen würde, sobald ich sie erhascht hätte!“

„Ein verstohlener Blick verriet mir, daß sie an der Reihe zu laufen war. Ich klatschte in die Hände: Eins, zwei, drei! Eine schwarze Kugel schoß zu meiner Rechten, eine weiße Wolke zu meiner Linken vorbei. Ich eilte der weißen Wolke nach, aber in dem Augenblicke, wo ich sie zu erreichen gedachte, rief meine Braut: Faß, Pluto!“

„Wie ein Rasender packte mich Pluto an meinem Uniformrocke.“

„Ich begann mich hin und her zu wenden, da ich mich von meinem Widersacher loszureißen dachte; allein dieser hatte die Gewohnheit, nur einem Zauberworte zu gehorchen,

auf das ich mich auch nicht im geringsten besinnen konnte. Halb lachend, halb ärgerlich hörte ich auf umherzuhüpfen und blickte mich nach Beistand um. Alle lachten wie närrisch."

Die jungen Offiziere, die diese Erzählung anhörten, machten sich nicht wieder des Versehens zu lachen schuldig. Sehr ernst nahm Peter nach kurzem Schweigen seinen Bericht wieder auf.

„Clementine hatte sich auf die Erde sinken lassen und lachte mehr als alle übrige zusammen. In einer augenblicklichen Pause rief ihr meine Tante, die gar nicht mehr konnte, zu: Rufe Pluto doch ab!"

„Ich vermag nicht! erwiderte meine Braut und lachte noch herziger."

„Nun gut, sagte ich, legen Sie sich keinen Zwang auf. Sollten Sie jedoch zu Ende sein . . ."

„Und ich versuchte mich ebenfalls auf den Rasen zu setzen; aber knurrend zog mich Pluto so energisch, daß ich gezwungen war stehen zu bleiben. Endlich erlangte Clementine ihre Fassung wieder und sagte zu ihrem Hunde: Es ist gut, Pluto!"

„Das gelehrige Tier that das Maul auf und legte sich neben ihr nieder. So erzog sie die Tiere."

Die Offiziere klatschten dem Schlusse ihres Kameraden lebhaft Beifall. „Nun, und weiter, was darauf?" rief man von allen Seiten.

Peter ließ einen triumphierenden Blick über die Versammlung schweifen und fuhr fort:

„Es gab kein Mittel, mit ihr noch an diesem Abend zu sprechen. Außerdem grollte ich ihr etwas wegen des unartigen Benehmens ihres Hundes. Darauf legte ich mich schlafen und versprach mir, ihr Vernunft beizubringen, sobald sie meine Frau wäre."

„Früh am nächsten Morgen, es war noch nicht sieben Uhr, vernahm ich einen Sandregen, mit feinem Kies unter-

mischt, gegen meine Scheiben schlagen. Ich sprang an das Fenster, öffnete es und hörte, wie sich ein herzliches Gelächter weit unter die langen Alleen des alten Parkes verlor. Schnell war ich angezogen und schnell mitten in dem geheimnisvollen Gewirr von grünem Gebüsch angelangt . . . Nichts!"

„Ich suchte in allen Wäldchen, in allen Schlupfwinkeln nach . . . Nichts!"

„Und mitten durch die Hagebuchenhaine hindurch forderte mich von Zeit zu Zeit ein silberhelles Lachen heraus."

„Als ich bereits Lust zu verspüren begann nach dem Hause zurückzukehren und Kaffee zu trinken, — denn ich war noch nüchtern, — bemerkte ich endlich zwischen zwei Elsbeerbäumen das muntere Gesicht meiner jungen Braut. Ich sprang auf sie zu und, nicht ohne mich ein wenig an den Fingern zu stechen, legte ich einen Arm um ihren Leib."

„Ach, Kameraden, ich hatte noch nicht Zeit gehabt ihr Herz unter meiner Hand pochen zu fühlen, da empfing ich . . . bis an mein Lebensende muß ich darüber erröten . . . da empfing ich eine furchtbare Ohrfeige."

Ganz beschämt blickte Peter seinen Zuhörerkreis an, dem es völlig an Ernst fehlte. Der Graf Surof lächelte mit zufriedener Miene.

„Ah, das belustigt euch!" fuhr der Held des Festes fort. „Nun, mich belustigte es gar nicht. Das ist nicht artig, sagte ich zu ihr. Hat ein Bräutigam nicht das Recht, seine Braut festzuhalten, wenn sie ihm Streiche spielt?"

„Nein, erwiderte sie mir ganz rot vor Zorn, und wenn du noch einmal anfängst, werde ich es der Mama sagen."

„Aber, meine Liebe, sind wir erst verheiratet . . ."

„Ei, versetzte sie mit einer Würde, die mich bestürzt machte, verheiratet sein giebt noch kein Recht ungeschliffen zu sein! Händespiel, garstig Spiel!"

„Sie streckte mir die Zunge heraus, meine Herren; sie streckte mir wahr und wahrhaftig die Zunge heraus und

drehte mir den Rücken zu. Ich wagte es nicht, ihr zu folgen."

„Seit fünf Minuten saß ich im Speisesaale vor meiner Tasse vortrefflich duftenden Sahnenkaffee und verzehrte mit wahrem Wohlgeschmack die kleinen, noch ganz warmen Butterbrötchen, die man nirgends so gut wie bei meiner Tante macht, als ich Clementine eintreten sah. Wir waren in dieser frühen Morgenstunde die Ersten."

„Sehr ernst, noch ein wenig rot von ihrem kürzlichen Zorne, setzte sie sich an meine Seite, ließ sich eine Tasse Kaffee reichen und zog die Zuckerdose zu sich. Die alte schafsköpfige Erzieherin, die vergeblich versucht hatte, diese ganze unbändige Horde zu erziehen, versuchte gar keinen Einwand dagegen und blickte anderswohin. Clementinens Finger wühlten in der silbernen Zuckerdose mit lustigem Geklapper, denn die Zuckerzange hatte sie sorgfältig bei Seite gelegt. Nach getroffener Auswahl warf sie ein Stück Zucker in ihre Tasse, darauf mit eben so ruhiger Miene ein Stück in die meinige."

„Aber, Cousine, sagte ich zu ihr, mein Kaffee ist gezuckert."

„Das thut nichts, versetzte sie, ohne in Verlegenheit zu geraten, und zwei andere Stücke Zucker fielen in meinen armen Kaffee. Ihre eigene Tasse füllte sie bis zum Überlaufen an und reichte die leere Zuckerdose dann der Gouvernante. Ich begann ihren Plan zu ahnen."

„Es ist keiner mehr da! sagte sie. Holen Sie gefälligst neuen."

„Die arme Erzieherin stieß einen zweiten Seufzer aus — darin bestand im Grunde ihre ganze Unterhaltung — und ging mit den Schlüsseln heraus."

„Peter, sagte Clementine, verzeihen Sie mir."

„Ich blickte sie an; wirklich hatte sie eine ernste Miene."

„Ich bin Ihnen, antwortete ich ihr, unter der Voraussetzung nicht böse, daß Sie es nicht wieder so machen."

„Aber Sie ebensowenig, versetzte sie lebhaft. Handel abgeschlossen!“

„Was hättet ihr an meiner Stelle gethan, Kameraden?“

„Handel abgeschlossen! entgegnete ich.“

„Sie klopfte freudig in die Hände.“

„Ach, was für ein schönes Leben wollen wir führen! sagte sie. Wie Schade, daß Sie schon morgen abreisen!... Aber Sie werden doch bald wiederkommen?“

„Sicherlich! erklärte ich mit Überzeugung.“

„Der Tag verging sehr angenehm. Meine Hände hatten die Anwandlung, sich um meine Cousine zu schlingen, von Zeit zu Zeit sorgfältig unterdrückt; aber davon abgesehen ging alles gut. Meine Tante war nur zwei- oder dreimal auf ihre Tochter ärgerlich; noch dazu ließen ihr ihre anderen Töchter nicht viel Muße, sich mit derselben zu beschäftigen. Trotzdem vermochte ich mit Clementinen kein Wort im geheimen zu wechseln, da sie es immer so einzurichten wußte, daß bei unseren Zusammenkünften ein Dritter zugegen war.“

4.

Am folgenden Tage sollte meine Abreise stattfinden. Schon früh am Morgen ging ich, nachdem ich meine Pferde auf acht Uhr abends bestellt hatte, nach dem Garten hinab, um einen Versuch zu machen, mit meiner Braut zu sprechen, und postierte mich auf dieser berühmten Schaukelbank auf, die Zeuge unserer Schwüre gewesen war.“

„Schon hatte ich mich unthätig eine Viertelstunde geschaukelt, als sie den fürchterlichen Perron herabhüpfte und sich an meine Seite setzte.“

„Es war ein feierlicher Augenblick; nichtsdestoweniger berührte meine junge Braut wie Antäus die Erde mit dem Fuße, und hop! gings in die Höhe.“

„Ich reise heute Abend ab, bemerkte ich und flog mit der Bank um die Wette.“

„Wirklich? versetzte sie ohne allzugroße Schwermut; und wann wirst du wiederkommen?“

„Das mußt du mir sagen, versetzte ich. Du hast mir ja verboten mit deiner Mutter zu sprechen.“

„Ja, erklärte Clementine mit nachdenklicher Miene, ohne jedoch aufzuhören uns zu schaukeln. Sie würde schönes Geschrei erheben, wenn sie wüßte, daß ich Braut wäre. Wir müssen warten, bis Liuba verheiratet ist.“

„Liuba! Herr Gott, das heißt die Sache auf den Nimmermehrstag verschieben!“

„Meinst du? versetzte Clementine mit bekümmerter Miene. Nun, wenigstens Lukretia . . .“

„Lukretia zählte dreiundzwanzig Jahre, und ihr linkes Auge blickte seit ihrer Geburt die Nase an.“

„Das ist nicht weit tröstlicher, versetzte ich kopfschüttelnd.“

„Ei, wenn du denn durchaus wünschest, sagte meine Braut mit heiterer Ergebung, meinetwegen sogleich.“

„Ich dachte nach und sagte mir, bevor ich mich zu einem so ernsten Schritte entschlösse, müßte ich doch erst meine Eltern ein wenig zu Rate ziehen.“

„Nein, nicht sogleich, antwortete ich deshalb: dergleichen Dinge dürfen nicht so leicht behandelt werden. Du mußt an mich schreiben, — nach der Kaserne der Garde-Kavallerie, du kennst sie ja.“

„Ja, abgemacht!“

„Und du willst mich so abziehen lassen, ohne einen einzigen armseligen Kuß?“

„Sie blickte mich scheel an.“

„Du wirst mich umarmen, versetzte sie, sobald wir die heiligen Bilder geküßt haben.“

„Diese Anspielung auf die Feier unserer öffentlichen Verlobung verursachte mir nicht die ganze Freude, die ich hätte erwarten dürfen. Gleichwohl schnitt ich kein Gesicht und sprach einige hierzu geeignete Worte. Clementine hörte mich, sich schaukelnd, an, und dieses Schaukeln, an dem

ich ja, ohne es zu wollen, theilnahm, machte, wie ich gestehe, meine Beteuerungen etwas weniger glühend. Dank den hübschen Augen und rosigen Wangen meiner Cousine fühlte ich meine Beredsamkeit jedoch wieder erwachen, als Clementine mit einemmale auf die Erde hüpfte und mich, wie ich zugebe, sehr verdutzt, auf der Schaukelbank allein ließ. Von der Erschütterung wäre sie fast hinabgestürzt, und als ich wieder festen Fuß faßte, war ich schon weit fern."

„Zwei Minuten später vernahm ich schon, wie die eisernen Finger meiner phantastischen Cousine die kläglichsten chromatischen Tonleiter von einem Ende des Klaviers bis zum andern hinabklimperten, und ich verzichtete auf die Hoffnung einer ernsteren Unterhaltung."

„Ich täuschte mich indessen: der Himmel hob mir eine Überraschung auf. Eine Stunde vor dem Mittagsessen genoß das Haus der süßesten Ruhe, in so hohem Grade daß die dadurch beunruhigte Erzieherin zwei- oder dreimal aufgestanden war, um nachzusehen, ob kein Unglück eingetreten wäre. Ich rauchte unter der Veranda meine Cigarette, als ich plötzlich von dem oberen Stockwerke lautes Geschrei herabtönen hörte."

„Die Erzieherin verschwand. Die Stimme meiner Tante ließ sich vernehmen und übertönte den Lärm durch den schrecklichen Ausruf: Das ist mir endlich zu stark, mein Fräulein."

„Da ich eine Familienerörterung voraussah und natürlich einen instinktmäßigen Widerwillen gegen dergleichen besaß, so entfernte ich mich diskret und vertiefte mich in die Hagebuchenhaine des alten Parkes."

„Zwei- oder dreimal hatte ich das Labyrinth durchwandert und war auf nichts als Schnecken getroffen, als ich eilige Schritte, Rauschen im Gebüsch und meinen Namen hörte, der von meiner Braut persönlich gerufen wurde."

„Ich blieb stehen und rief: Hier! . . . Und eine Minute später stürzte sich Clementine, zitternd wie zwei Tage

vorher, in meine Arme. Aber eine zweite Ohrfeige fürchtend, enthielt ich mich, sie an mein Herz zu drücken."

„Nimm mich mit, sagte sie und brach in Thränen aus."

„Ich zog mein Taschentuch aus der Tasche, — sie hatte nämlich das ihrige vergessen, — und trocknete ihr die Augen. Vergebliche Mühe! Es waren förmliche Hähne an einer Quelle. Als das Taschentuch ganz durchnäßt war, breitete sie es über einen Strauch, um es zu trocknen, und ihre Thränen hörten von selbst auf."

„Wir hatten einen kleinen baufälligen Kiosk erreicht, der den Mittelpunkt des Labyrinthes einnahm. Es war eine Art Kuppel, die von acht, längst schon von Moos verstockten Säulen getragen wurde. Der abgefallene Mörtel ließ das Mauerwerk dieses unschönen Baues sehen. Durch unser Eindringen in ihre friedliche Heimstätte verletzt, hüpfte eine zahlreiche Horde von Fröschen hier und da mit drohender Miene umher."

„Clementine, die Frösche nicht leiden konnte, setzte sich auf einer der zwischen den Säulen angebrachten Steinbänke nach türkischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen hin und schlug ihre Röcke sorgfältig um sich. Sie sah wie ein kleines, sehr niedliches hinduisches Götzenbild aus, — allerdings ohne Zuwachs an Armen und Köpfen."

„Was giebt es denn? fragte ich sie endlich."

„Meine Mutter will mich wirklich durch Gram tödten! erwiderte meine Cousine und begann von neuem zu weinen."

„Ich habe kein Taschentuch mehr, bemerkte ich ihr sanft."

„Sie trocknete ihre Augen an einer Falte ihres Kleides und gewann ihre Ruhe wieder."

„Ich bin das unglücklichste Mädchen, sagte sie und schlug die Arme zusammen."

„Wie sie es anstellte, um das Gleichgewicht zu bewahren, kann ich heute noch nicht begreifen."

„Meine Mutter hat sich zugeschworen, mich vor Verzweiflung zu töten."

„Was hat sie dir denn gethan, meine arme Geliebte? fragte ich sie und setzte mich an ihre Seite."

„Sie glättete ein wenig die Falten ihres Kleides, schlug die Arme von neuem zusammen und fuhr fort:"

„Es liegt ein vollständiges System zu Grunde! Vorgestern war es Bayard; heute ist es Pluto; morgen wirst du es wahrscheinlich sein! Alle, alle, die ich lieb habe! rief sie und schlug ihre Augen unwillig zu der Kuppel in dem verfallenen Gemäuer empor, das uns Schutz verlieh."

„Die Verbindung mit Pluto und Bayard war mir nur wenig schmeichelhaft, aber der Schluß des Satzes enthielt doch eine kleine Milderung. Durch einen zärtlichen Blick bezeugte ich eine Art Dankbarkeit, und Clementine fuhr, während sie den Kopf mißbilligend schüttelte, heftig fort:"

„Ja, heute morgen haben sie sich nicht geschämt, Bayard vor die Tonne zu spannen! Meinen edelen Bayard an diese elende Tonne! Auch rief ich ihm zu: Kt, Kt! und alles hat er zertrümmert. Ich hatte es dir ja gleich gesagt!"

„Bei dem Gedanken an diesen Auftritt, um den mich die unangenehme Notwendigkeit, meinen Mantelsack zu packen, gebracht hatte, konnte ich meinen Ernst nicht bewahren. Von meiner Heiterkeit angesteckt, zeigte mir Clementine unter einem stummen Gelächter ihre kleinen, weißen Zähne, gewann ihren Ernst wieder und erzählte dann weiter."

„Ich mußte mich rächen. Der Kutscher hatte gesagt, man brauchte nur eine weit längere Gabeldeichsel zu machen, dann könnte Bayard ausschlagen, so viel er wollte; einmal angespannt, könnte er nichts mehr zerbrechen . . . Er ist gar nicht so dumm der Kutscher, sagte sie und wandte sich schnell zu mir hin."

„Nein, er ist gar nicht dumm, wiederholte ich mit überzeugter Miene."

„Ich war überzeugt, gleicher Ansicht wie sie zu sein."

„Aber er ist schlecht, fuhr meine Braut fort, weil er

ein Mittel gefunden hat, meinen braven Bayard zu dem niedrigen Geschäfte des Wasserholens herabzuwürdigen. Ich wollte mich also rächen . . . Du weißt, daß ich in dem Zimmer meiner Schwester Lukretia schlafe?"

„Nein, ich wußte es nicht."

„Merke es dir, es ist wirklich so. Sie verabscheut nun die Hunde im allgemeinen und meinen Hund Pluto im besonderen. Während sie auf ihrem Bette Mittagsruhe hielt, suchte ich nun Pluto und band ihm Läppchen um seine Pfoten; — er hat es sich still gefallen lassen: ach, er ist so gut, ein wahres Lamm!"

„Ich hatte gute Gründe, dieses Lamm nicht sehr zu verehren, aber ich behielt sie für mich."

„Stelle dir jetzt vor, fuhr sie fort, wie Pluto mit verbundenen Pfoten die Treppe hinaufstieg. Ich hielt ihn am Halsbande und sagte ihm leise ins Ohr: Ganz schön! Er trat sehr leise auf, und wir gingen in das Zimmer. Ich zeigte ihm mein Bett. O, er hat so viel Geist! Er begriff auf der Stelle und sprang hinauf. Meine Schwester rührte sich ein wenig, wachte aber nicht auf. Das wollte ich gerade. Ich drehte Plutos Kopf nach der Seite des Zimmers; — das war nun allerdings nicht leicht; — ich legte ihn auf das Kopfkissen, zog ihm eine Nachtjacke an, warf ihm einen Shawl über den Körper, und nachdem ich seine schönen, großen, schwarzen Pfoten wieder frei gemacht hatte, breitete ich sie über das Kissen aus. Nie hast du etwas so Liebliches gesehen. Ach, wenn die Leute so gut wie mein Hund wären, so würde es um die Welt wahrlich besser stehen."

„Ich gab ihr durch Nicken meine Zustimmung zu erkennen. Sie fuhr fort:"

„Ich erteilte Pluto meine Befehle und setzte mich mit meiner Arbeit neben das Fenster. Da Lukretia nicht aufwachte, hustete ich ein wenig. Sie schlägt die Augen auf, wendet sich um und dicht neben sich sieht sie, auf meinem

Bette und an meiner Stelle liegend, die schwarze Gestalt Plutos, der sie anblickte und die Zunge lang heraushängen ließ. Unter dem Shawl war es ihm natürlich heiß . . . Ach, hättest du sie schreien hören!"

„Ich lachte so herzlich, daß Clementine ganz traurig wurde."

„Ja, ja, erwiderte sie, es ist ungemein komisch, aber sie rief Mama, und diese kam; man wollte meinen Pluto schlagen! Er sprang heraus, zerriß meine Nachtjacke, knurrte, wies die Zähne, und Mama befahl, man sollte ihn nach unserer Meierei fünfzig Werst von hier bringen . . . Verbannung! armer Pluto! Und was soll nun aus mir werden? Man prügelt Bayard, man schickt meinen Hund in Verbannung, und du gehst davon!

„Sie fing wieder zu weinen an, und diesmal bot ich ihr kein Taschentuch an: ich war über ihren aufrichtigen Schmerz gerührt, obgleich es schwer zu erkennen war, welchen Anteil ich daran mit ihrem Pferde und Hunde nahm."

„Sie sprang von ihrer Bank hinab, trotzdem sie aus Angst vor den Fröschen ihr Kleid immer etwas hochgehoben hielt. Ihre niedlichen kleinen Füße, mit engen, dunkelbraunen Stiefelchen bekleidet, glänzten auf dem dunklen Steinpflaster wie Bronze."

„Nimm mich mit! sagte sie. Ich will nicht hier bleiben!"

„Aber, Geliebte! versetzte ich."

„Nimm mich mit! bat sie und stampfte mit ihrem goldfarbenen Füßchen auf."

„So kann ich doch nicht . . ."

„Entführe mich! Man entführt junge Mädchen in Romanen und heiratet sie dann. Du kannst mich zu deinen Eltern führen; sie kennen mich ganz gut! Dein Vater liebt mich sehr. Entführe mich!"

„Aber, meine Herzensgute . . ."

„Du willst nicht? Du liebst mich also nicht! O, das verlogene Ungeheuer! Meinetwegen, aber ich werde in

dieses schändliche Haus, wo man den ganzen Tag schreit, wo man sich zankt, wo man mich nicht liebt, nicht zurückkehren . . . ich werde davonlaufen!"

„Wohin? fragte ich sie."

„Ihr Zorn ergötzte mich und rührte mich zugleich."

„Sie schien mir plötzlich um eine Elle zu wachsen; ihre Augen schleuderten Blitze, Frauenblicke, keine Kinderblicke."

„Dorthin! sagte sie und streckte den Arm nach dem Flusse aus, der einige Schritte von uns entfernt in der Sonne glänzte."

„Sie hatte dieses Wort so ernst gesagt, daß mich Schauder erfüllte."

„Nein, Geliebte! erwiderte ich und streichelte ihr die Hand sehr schüchtern. Nein, ich verbiete es dir."

„Dann nimm mich mit! erklärte sie und wandte sich ganz blaß und die großen Augen voll Thränen zu mir."

„Ihre Lippen hatten den Ausdruck eines schmollenden Kindes, welches verlangt, daß man ihm schmeichelt und sich mit ihm wieder versöhnt."

„Nun gut, ja, kleine Närrin! erwiderte ich."

„Dieser zärtliche Ausdruck, diese bittenden Augen hatten mich bezaubert."

„Danke schön! rief sie vor Freude hüpfend. Heute Abend?"

„Ja, heute abend acht Uhr."

„Ich werde dich am Ausgang aus dem Garten erwarten. Reise wie gewöhnlich ab, und am Ende des Gartens lasse deinen Wagen Halt machen. Ich werde dort zu dir einsteigen."

„Petersburg war nicht weit entfernt: einige Poststunden trennten uns davon. Ich sagte mir, ich würde sie gleich nach unserer Ankunft zu meiner Mutter bringen. Das Los war dann über sie geworfen, ich mußte Clementine heiraten."

„Sie drückte mir fröhlich die Hände, darauf blieb sie

stehen und lauschte: die Glocke zum Mittagstische wurde geläutet. Sie warf mir mit ihrem reizenden Händchen Kußfinger zu und verschwand, noch immer ihr Kleid aus Angst vor den Fröschen in die Höhe hebend."

„Während des Essens machte ich eine alberne Figur. Ich wagte den Blicken meiner Tante, die mich mit Aufmerksamkeiten und guten Bissen überhäufte, nicht kühn zu begegnen. Aus gütiger Fürsorge ließ sie mir ein gebratenes Huhn in meinen Wagen legen. Der Gedanke an dieses Huhn, das ich mit ihrer Tochter im geheimen essen sollte, erfüllte mich mit solcher Reue, daß mir die Bissen in der Kehle stecken blieben. Als meine Tante dies bemerkte, ließ sie zu dem Huhne noch ein großes Stück Torte zum Nachtische hinzupacken."

„Der Blick meiner Braut folgte freudig der Torte, und, gutes Vorzeichen, sie blinzelte mir mit dem Auge zu! Dieses junge Mädchen hatte keine Ahnung von meinen Qualen! Endlich kam der Abend und die Stunde meiner Abreise. Mein Wagen, mit drei Postpferden bespannt, kam schellenklingend vor dem Perron an. Meine Tante segnete mich; alle meine Cousinen wünschten mir eine glückliche Reise, und ich stieg in meinen Wagen, dessen Verdeck ich trotz der Schönheit des Abends zum allgemeinen Erstaunen aufschlagen ließ. Ich setzte mich und — vorwärts, Kutscher, hinter mir ließ ich die gastfreundliche Wohnung, gegen die ich mich so undankbar zeigen sollte."

5.

Peter Murief unterbrach sich und ließ seinen Blick über die Kasinogesellschaft schweifen. Übermannt von der Zahl der geleerten Flaschen schliefen zwei oder drei Offiziere friedlich; der Rest der Versammlung erwartete gespannt das Ende der Erzählung.

Sehr ernst geworden, blickte der Graf Surof Peter tief in das Weiße der Augen.

„Ich langweile euch wohl?“ sagte dieser mit unschuldiger Miene.

„Nein, nein, fahre nur fort,“ versetzte Surof mit seiner ruhigen Stimme.

„Ha, ha! Jetzt habe ich dich gefaßt. Ihr seid Zeugen, Freunde und Kameraden, daß Surof es ist, der mich fortzufahren auffordert. Ich hatte es ja vorhergesagt! Ihr werdet es mir doch bezeugen?“

„Ja, ja!“ antwortete man ihm von allen Seiten.

Der junge Graf lächelte.

„Nun gut, so rufe ich es dir denn noch einmal zu: fahre fort!“ sagte er gutlaunig.

Peter grüßte ihn militärisch und nahm, nachdem er sich rittlings auf seinen Stuhl gesetzt hatte, seine Erzählung wieder auf.

„Wie mir befohlen war, wandte ich mich nach dem angegebenen Winkel des Gartens und ließ meinen Wagen halten. Niemand da! Einen Augenblick glaubte ich, daß dieser Entführungsvorschlag nur eine liebenswürdige Mystifikation meiner reizenden Cousine war, und ich kann nur sagen, daß mein Herz bei diesem Gedanken einen sehr lebhaften Schmerz empfand; aber ich that Clementine Unrecht. Ich sah sie mit einem kleinen Paket in der Hand in der Allee herbeieilen: sie öffnete das Staketenthor, das nach der Straße hinausführte und hüpfte mit einem Satze in die Kalesche. Ich sprang neben sie.“

„Vorwärts! befahl ich meinem Postillon, einem phlegmatischen Finnen, der während dieser Pause auf seinem Sitze eingeschlafen war.“

„Wenn ihr einmal eine Frau zu entführen habt, Kameraden, so empfehle ich euch einen finnischen Kutscher zu nehmen. Diese Leute schlafen stets, sie drehen nicht einmal den Kopf um und erinnern sich nie an etwas. Übrigens wißt ihr das ebensogut wie ich, und meine Empfehlung war unnütz.“

„Mein Postillon schüttelte sich, schüttelte auch die Zügel auf dem Rücken seiner Tiere, ließ ein melancholisches Pfeifen ertönen, und vorwärts ging es.“

„Nachdem ich mich von meiner schweren Unruhe wieder ein wenig erholt hatte, wendete ich mich an meine Braut. Sie legte mir ihr kleines Paket in die Hände.“

„Nimm, sagte sie, lege es irgend wohin.“

„Was ist es denn? fragte ich, als ich einige runde Gegenstände fühlte. Der Umschlag war ein feines Taschentuch von Batist, das mit den vier Zipfeln zusammengebunden war.“

„Es sind Mundvorräte für den Weg, erwiderte sie mir.“

„Neugierig zu sehen, was Clementine Mundvorräte nannte, knüpfte ich das Taschentuch auf. Ich fand eine lange, mit Salz bestreute Schnitte Schwarzbrot, die zusammengeklappt war — und zwei Orangen.“

„Unsere Lage war so eigentümlich, daß mich diese Entdeckung ganz ernst ließ.“

„Die Orangen habe ich der Schließerin gestohlen und das Brot aus der Küche genommen, erklärte sie. Ich wollte auch Eingemachtes mitnehmen, fand aber nichts, wo hinein ich es packen konnte.“

„Das wäre nicht sehr praktisch gewesen, bemerkte ich, und wir haben dazu auch kein Weißbrot.“

„O, wandte Clementine ein, Eingemachtes läßt sich auch ohne Brot essen!“

„Darauf ließ sich nichts antworten. Auch beobachtete ich Schweigen.“

„Wir rollten dahin, — nicht sehr schnell; die Pferde, die uns zogen, hatten mindestens schon einmal an demselben Tage Postdienst gethan. Sonderbare Entführung! Ein junges Mädchen, das als einziges Gepäck, ein batistenes Taschentuch mit sich nimmt, — und die Pferde können nicht laufen!“

„Fahre doch schneller!“ sagte ich und stieß meinen Finnen in den Rücken, um ihn zu wecken.“

„Das geht nicht, Ihro Gnaden! erwiderte er mit schläfriger Miene, während er sich halb nach uns umdrehte. Das Pferd zur Linken hat ein Eisen verloren, und die Stute in der Gabeldeichsel hinkt seit zwei Jahren. Schlechte Pferde, Ihro Gnaden, läßt sich nichts machen!“

„Da sich nichts machen ließ, setzte ich mich mißmutig wieder hin. Clementine lachte.“

„Das ist sehr possierlich! sagte sie; wie höchst possierlich.“

„Bemerket gefälligst, daß es noch sehr hell war, und wir jeden Augenblick Bauersleuten, die von der Arbeit zurückkamen, begegneten. Sie zogen ihre Mützen ab und blieben mit offenem Munde am Rande des Weges stehen, um uns nachzublicken. Clementine nickte ihnen immer ganz freundschaftlich und wohlwollend zu.“

„Aber, meine Liebe, sagte ich zu ihr, wünschest du denn, daß man uns nachsetze?“

„Ach, das hat keine Gefahr, versetzte sie, kopfschüttelnd. Weshalb meinst du, diese Leute würden bei uns zu Hause erzählen, sie hätten mich mit dir auf der Landstraße spazieren fahren sehen? Und selbst wenn sie es ausplauderten, würde man es für eine meiner Tollheiten halten.“

„Darin lag wirklich etwas Wahres! Meine vortreffliche Tante war so weit davon entfernt Mißtrauen gegen mich zu hegen, daß sie bei der Meldung, ich befände mich mit ihrer Tochter auf der Flucht nach Petersburg, gar kein Gewicht darauf gelegt hätte.“

„Dieser Gedanke hatte mich in meinen eigenen Augen erniedrigt. Wir fuhren durch einen von dem Hause meiner Tante nur wenig entfernten Wald. Keine Bauern waren mehr auf der Straße, die Sonne war untergegangen, die Nachtigallen sangen im Dickicht, mein Finne schlief wie ein Siebenschläfer, — ich fühlte größere Kühnheit und

beschloß von den Vorteilen, die mir meine Lage gewährte, Nutzen zu ziehen."

„Lieber Engel! ... sagte ich zu Clementinen und rückte nicht ohne unzählige Vorsichtsmaßregeln etwas näher an sie heran."

„Clementine suchte mit einer augenscheinlichen Unruhe in ihrer Tasche."

„Was hast du denn? fragte ich, meine schöne Einleitung unterbrechend."

„Ich habe meine Börse vergessen, klagte sie mit Verzweiflung."

„Das ist Nebensache. Wie viel hattest du denn in deiner Börse?"

„Fünfundsiebzig Kopeken, erwiderte sie und sah mich mit ihren großen Augen voller Bestürzung an."

„Das ist kein Vermögen; meine Mutter wird dir eine andere Börse geben, sagte ich wie tröstend zu ihr."

„Wie erstaunt wird meine Tante Murief sein! rief Clementine und klatschte in die Hände. Was für eine Überraschung! Ich liebe Überraschungen!"

„Meine Mutter liebte auch Überraschungen, aber ich war doch nicht sicher, ob die, welche wir ihr bereiteten, nach ihrem Geschmacke sein würde."

„Um diesen unangenehmen Zweifel zu zerstreuen, rückte ich meiner lieben Braut noch ein wenig näher und streckte einen Arm ganz leise hinter sie aus. Da sie sich gerade hielt, so merkte sie nichts davon. Ich benutzte dies, um mich ihrer linken Hand zu bemächtigen: sie ließ mich gewähren, weil ich ihre Ringe aufmerksam betrachtete."

„Meine liebe kleine Frau, sagte ich zu ihr, wie glücklich werden wir sein!"

„Ach ja, entgegnete sie, du wirst Bayard und Pluto kommen lassen, nicht wahr? Mama wird sie dir nicht verweigern."

„Gewiß nicht, meine Tante würde sie mir nicht ver-

weigern, und das ärgerte mich gerade, denn diese beiden nur allzu gut dressierten Tiere würden mir in dem Herzen meiner Braut ohne Zweifel eine furchtbare Nebenbuhlerschaft entgegenstellen. Ich suchte auszuweichen."

„Wir werden immer zusammen leben, werden uns nie mehr trennen. Du liebst mich doch, Clementine?"

„Ei ja, sagte sie mit einem gewissen Mitleid. Schon zweimal fragst du mich danach. Wie vielmal soll ich es dir denn sagen?"

„Offenbar hatten wir beide, meine liebe Cousine und ich, in diesem Augenblicke nichts miteinander gemeinschaftlich als die Kissen in unserem Wagen; wir lebten in zwei vollständig einander entgegengesetzten Welten."

„Ich wagte es, meine Schiffe zu verbrennen. Ich umschlang Clementine mit meinem rechten Arme, zog sie an mich und drückte einen sehr gefühlvollen Kuß auf ihre Haare. Aber in demselben Augenblicke, wo meine Lippen auch ihr Gesicht berührten, klatschte ihre rechte, leider frei gebliebene Hand so laut auf meine Wange, daß der davon erweckte Finne auffuhr und mit den Zügeln auf den Rücken seiner Tiere klopfte."

„Clementine! rief ich gereizt, das ist schon die zweite!"

„Und so oft du dir Frechheiten herausnimmst, wird es neue geben! antwortete sie mir mit dem Heldenmute eines schon in Kämpfen erprobten Hahnes."

„Aber zum Teufel! rief ich sehr mißgestimmt, dazu heiratet man sich doch! Wenn man sich nicht küssen lassen will, läßt man sich doch nicht entführen."

„Clementine wurde dunkelrot, — aus Scham oder Zorn, ich weiß es nicht. Ich war außerordentlich aufgeregt und betrachtete sie mit wütender Miene."

„Ah! man läßt sich nicht entführen! Ah, um mich zu küssen, entführst du mich! Gut, warte! Das soll nicht lange dauern!"

„Sie hatte den Wagenschlag aufgerissen und machte sich

bereit, auf die Gefahr hin, sich Hals und Beine zu brechen, auf die Straße hinauszuspringen. Nicht ohne Mühe hielt ich sie zurück, und meine Hände, um ihren Leib geschlungen, — nicht aus Zärtlichkeit, ich schwöre es euch, sondern um sie zu schützen, — erhielten in dem Wirrwarr mehr als eine Schramme. Sie verteidigte sich wie eine junge Löwin, aber mit einer überraschenden Kraft."

„Endlich überwunden, sank sie auf das Kissen zurück."

„Ich ernte nur, was ich verdient habe! sagte sie mit düsterer Miene. Aber das ist eine Unwürdigkeit. So führt sich ein galanter Mann nicht auf!"

„Ich hatte mein Taschentuch herausgezogen und stillte die Blutstropfen, die aus meinen Kratzwunden hervorkamen."

„Ich zeigte ihr das mit kleinen, roten Flecken genetzte Batisttuch."

„Meinst du etwa, daß sich ein gut erzogenes Fräulein so aufführt, fragte ich?"

„Das ist recht gethan! versetzte sie, und ich werde es täglich ebenso machen."

„Täglich?"

„So oft du ungeschliffen sein wirst."

„Dann, meine Liebe, sagte ich zu ihr, lohnt es sich nicht der Mühe, uns zu heiraten! Wir können uns ohne das zanken."

„Ich bin damit einverstanden! Lebe wohl, ich gehe meiner Wege. Glückliche Reise!"

„Sie wollte herausspringen . . . Ich beruhigte sie mit einem Worte."

„Kehre nach dem Hause zurück, ich habe etwas vergessen, sagte ich zu meinem Finnen, den dieser ganze Lärm nur halb erweckt hatte."

„Er schimpfte zwar ein wenig, allein das Versprechen eines Rubels Trinkgeld gab der hinkenden Stute Flügel, und bald rollten wir wieder auf das Haus meiner Tante zu, beide sehr mürrisch und jeder in seiner Ecke."

„Bald erschien jener Winkel des Gartens. Ich wollte Clementine dort, wo sie zu mir gestiegen war, absetzen; sie machte eine verneinende Geberde.“

„Was sollte man denn von mir denken? Du mußt mich zu dem Perron zurückführen.“

„Aber man wird Erklärungen von mir verlangen!“

„Sage, was du willst, meinetwegen die Wahrheit!“

„Unfreundlich lehnte sie sich wieder in die Ecke zurück. Sonderbar! wir waren nicht mehr Brautleute und hatten doch nicht aufgehört, uns zu duzen. Die Wahrheit zu sagen, war es eine Gewohnheit aus unseren jungen Jahren, die wir nur mit großer Mühe abgelegt hatten: man ist nicht umsonst Geschwisterkinder.“

„Zur allgemeinen Verwunderung der sämtlichen Hausbewohner, die bei dem Rasseln unserer Räder zusammenstürzten, hielt der Wagen vor dem Perron. Trotz ihrer auffallenden Magerkeit von bedeutender Länge überragte meine Tante durch ihren hohen Wuchs die ganze Familie.“

„Mein Gott, Peter, was giebt es denn? fragte die würdige Frau bestürzt.“

„Meine Cousine hatte mich eine Strecke begleitet, ich bringe sie zurück.“

„Clementine stieg eilig aus und flüchtete sich auf ihr Zimmer, um die Vorwürfe ihrer Mutter über ihren Mangel an Schicklichkeit zu vermeiden.“

„Sie hat dich in deiner Reise gestört, Peter, sagte meine ausgezeichnete Tante zu mir; verzeihe ihr, sie ist ein schlecht erzogenes Kind.“

„Leichter als eine Feder reiste ich sofort wieder ab, schlief ein und öffnete die Augen bis Petersburg nicht mehr. Ihr fragtet mich, was ich mit meiner Cousine nach ihrer Entführung angefangen hätte? Das habe ich mit ihr gethan, und wenn Plato es für gut hält, Einwand dagegen zu erheben, so bin ich bereit, seine Vorwürfe entgegenzunehmen.“

Plato war der Graf Surof, dem man scherzhafterweise

oft diesen Vornamen beilegte, weil er sowohl mit seiner Klugheit wie mit seiner lachenden Philosophie in Einklang stand.

„Plato," erwiderte dieser, „erblickt darin nichts Tadelnswertes, sondern deine Geschichte ist ausgezeichnet, und du hast uns gut unterhalten. Ich bewillige dir eine Ehrenfeder."

„Genug geplaudert! Karten her!" rief einer von denen, die geschlafen hatten.

Man brachte Karten und Erfrischungen. Der Rest des Abends verging wie alle derartigen Abende.

6.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Peter genoß noch die Süßigkeit eines wenig weichen Bettes, als der Graf Plato schon in sein Zelt trat und sich neben seinem Kopfkissen niederließ.

Der junge Offizier gähnte zwei- oder dreimal, reckte sich aus Leibeskräften und reichte seinem Freunde die Hand.

„Der Kopf ist mir ein wenig schwer," sagte er zu ihm, „ich muß zu lange geschlafen haben."

„Nein, du hast zu viel getrunken," versetzte sein Freund lächelnd.

„Ich? Wie kann man einen armen Offizier, unschuldig wie unsere Mutter Eva, nur so verleumden!"

„Nach dem Sündenfalle?"

„Vorher!"

„Meinetwegen! Nehmen wir an, du habest nicht zu viel getrunken . . . gesprochen hast du jedenfalls zu viel."

„Wie?" sagte Peter und setzte sich in seinem Bette aufrecht hin. „Ich habe zu viel gesprochen? Was habe ich denn gesagt? Habe ich Dummheiten geredet?"

„Nicht gerade. Du hast eine gewisse Entführungsgeschichte erzählt, die, wenn sie wahr ist . . ."

„Ach!" rief Peter, „ich habe von meiner Cousine Dosia gesprochen!"

„Du hast von einer Cousine Clementine gesprochen, du hast die Gewandtheit gehabt, ihren wahren Namen nicht zu verraten; aber, armer Freund, du hast von diesem jungen Mädchen ein so originelles und so ähnliches Bild entworfen, daß sie auch der Geistesschwächste wiedererkennen müßte."

Bestürzt wiegte sich Peter hin und her und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Dummkopf!" rief er, „dreifacher Dummkopf! . . . Und . . . was habe ich wohl sagen können?"

In flüchtigen Worten teilte ihm Plato die Erzählung des vorigen Abends mit."

„Ach!" seufzte Peter beruhigt auf, „ich habe wenigstens nichts ausgeschmückt! Ich habe nur die genaue Wahrheit gesagt . . . In vino veritas . . . Und deine Weisheit hat mich durchgehen lassen?"

„Wie willst du einen angeheiterten Mann zurückhalten, der seinen Spaß daran hat, anderen Spaß zu machen? Du hast mit deiner Geschichte einen wahrhaft närrischen Erfolg gehabt . . ."

Peters Stirn heiterte sich auf: man ist nie ärgerlich zu vernehmen, daß man einen närrischen Erfolg gehabt hat, selbst wenn man sich dessen nicht erinnert, und selbst wenn man diesen Erfolg ziemlich tadelnswerten Mitteln verdankt.

„Man muß diesen Leichtsinn wieder gut zu machen suchen," fuhr Plato fort, als er die gute Wirkung seiner Rede bemerkte.

„Ja, aber wie?"

Als die beiden jungen Leute über den Zweck einverstanden waren, besprachen sie die Mittel und trennten sich nach Verlauf einer Viertelstunde.

Als an demselben Abend die Eilfertigsten nach dem Mahle das Kasino verlassen wollten, gab Plato ein Zeichen und man brachte eine große brennende Bowle Punsch, — dem Umfange nach jedoch weit bescheidener als die am vorigen Abende.

„Was hat das zu bedeuten?" riefen die Offiziere.

Einige, die schon das Zelt zu verlassen im Begriff standen, gaben der Anziehungskraft nach und kehrten um.

„Das bedeutet, meine Herren," versetzte Plato mit verlegener Miene, „daß ich meine Wette verloren habe und mich des Preises hiermit entledige."

„Was für eine Wette denn?"

„Murief hatte gewettet, er werde ebenso gut wie ein geschulter Litterat sofort einen vollständigen kleinen Roman erfinden. Ich behauptete das Gegenteil. Er hat uns gestern Abend mit seiner Entführungsgeschichte unterhalten und bezaubert. Ich habe verloren und trage meine Schuld ab."

„Ja, bezaubert, bezaubert!" rief einer der jungen Leute und trat näher. „Du hast deine Wette weit mehr verloren, als du gestehen willst, denn ich für meine Person habe von diesem Abenteuer nicht ein einziges Wort geglaubt."

„Ich ebenso wenig!" erklärte ein zweiter.

„Auch ich nicht!" versicherte ein dritter. „Es war zu pudelnärrisch, um wahr zu sein."

Letztere Erklärung legte Balsam auf Muriefs verletzte Eigenliebe.

„Und welcher Mensch," schloß ein vierter, „ist denn auch bescheiden genug, um eine Geschichte zu erzählen, in der er eine so wenig glänzende Rolle spielt? In Bezug auf seine eigene Person ist man empfindlicher."

Peter tauschte mit seinem Freunde ein Lächeln aus.

Einmal von der wahren Spur abgelenkt, entfernte sich die Unterhaltung von ihr immer mehr und mehr, und der Punsch entschwand inmitten der allgemeinen Heiterkeit.

Als die Stunde gekommen war, machten sich die beiden jungen Leute gemeinschaftlich auf den Weg nach den Lagerhütten. Ein ganz besonders aromatischer Duft wie von den eben aufgebrochenen Knospen der Pappelbäume erfüllte die Luft. Diese schöne, fast ganz helle Juninacht reizte wahrscheinlich nicht zu Vertraulichkeiten, denn schwei-

gend wanderten sie bis zu dem Augenblicke der Trennung nebeneinander.

„Ist deine Cousine Dosia wirklich so schlecht erzogen?“ fragte Plato mit einemmale, als er in seine Baracke eintreten wollte.

„Ach, mein Lieber, ich weiß wirklich nicht recht, was ich gesagt habe, aber alles bleibt jedenfalls weit unter der Wahrheit: ich müßte hintereinander vierundzwanzig Stunden sprechen, um dir nur annäherungsweise eine schwache Vorstellung von diesem phantastischen Fräulein zu geben.“

„Phantastisch, mag sie sein!“ erwiderte Plato lächelnd; „aber sehr originell und sehr tugendhaft sicherlich, trotz ihres Ausreißens.“

„Originell, gewiß; tugendhaft, noch weit mehr! Ich habe gute Gründe, mich dessen zu erinnern,“ entgegnete Peter, indem er mit der Hand leicht über die Wange fuhr. „Du redest Gold, Weisheit.“

„Guten Abend,“ sagte Plato und reichte ihm die Hand.

„Guten Abend,“ grüßte Peter und ging schnellen Schrittes weiter.

Plato sah ihn sich entfernen, dachte einen Augenblick nach, trat darauf in seine kleine Baracke und schlief ein, ohne sich durch längere Überlegungen auch nur eine einzige Minute rauben zu lassen.

7.

Der Graf Plato Surof hatte eine Schwester, die Prinzessin Sophie Kutsky, ebenso vernünftig, ebenso verständig wie er. In ihrem ganzen Leben hatte sie nur eine Thorheit, eine Unvorsichtigkeit begangen. Sie hatte nämlich im Alter von siebzehn Jahren einen kranken Mann geheiratet, den sie zärtlich liebte, den sie mit aller möglichen Treue pflegte und der sie nach achtzehn Monaten als Witwe zurückgelassen hatte.

„Sie machen nie Thorheiten, meine Liebe,“ hatte bei

dieser Gelegenheit die Großfürstin N., die ihre Patin war, zu ihr gesagt; „wenn man aber die Absicht hat, die ganze Vergangenheit und Zukunft mit einem Schlage zu regeln, so scheint man Thorheiten zu machen.“

Sophie hatte sich begnügt zu lächeln und ihrer durchlauchtigsten Patin ehrfurchtsvoll die Hand zu küssen. Acht Tage darauf führte der Fürst Kutsky mit einem Strahle des Glückes auf seinem vom Fieber verzehrten Gesichte diejenige zur Kirche, die sein trauriges Leben für die kurze Zeit, welche es noch währen sollte, gern zu teilen bereit war.

„Wenn Kutsky reich wäre, ginge es noch,“ sagte ein dicker Artilleriegeneral, der ebenso klug war wie seine Kanonenkugeln. „Aber er besitzt keine Kopeke! Was kann sie nur an diesem Fieberkranken lieben?“

„Die Aufopferung,“ sagte ihm eine schöne Schwärmerin von zwanzig Jahren ins Gesicht.

Der General verneigte sich mit einer liebenswürdigen Miene und stammelte eine Schmeichelei; aber er hatte nicht verstanden, und er war nicht der einzige.

Sophie Kutsky pflegte ihren Mann in der That bis zum letzten Augenblicke, legte ihn mit eigenen Händen in den Sarg, trug Witwentrauer und fuhr fort ebenso ruhig, ebenso vernünftig zu leben wie je.

Was sie in der Ehe gesucht hatte, war in der That dieser Durst nach Märtyrertum, der große Seelen quält. Sie hatte Kutsky geliebt, weil er krank und zum baldigen Tode verurteilt war. Sie hatte begriffen, daß sie ein gutes Werk daran that, wenn sie diesem Sterbenden die Freuden des häuslichen Herdes, eines harmonischen Innern, einer unermüdlichen und ergebenen Zärtlichkeit gab.

Hätte sich ihr Mann das Fieber nicht in Turkestan im Dienste ihres Vaterlandes geholt, so wäre sie vielleicht weniger edelmütig gewesen; aber bei solchen Umständen glaubte sie der Menschheit wie ihrem Vaterlande ihre Schuld gleichzeitig zu bezahlen.

Als sie Schwarz mit Lila vertauschte, fragte man sie, was sie zu thun gedächte.

„Noch ein wenig zu meinem Vergnügen leben," erwiderte sie.

In der That sah man sie während der drei oder vier Jahre ihres Witwenstandes ungefähr überall da, wo sich eine anständige Frau allein zeigen kann. Dank dieser einfachen Würde, dieser ruhigen und gleichsam beruhigenden Ungezwungenheit, die ihr als Ägide diente, war ihr ihre große Jugend kein Hindernis der Freiheit gewesen.

Anfangs hatte die Familie von der Notwendigkeit einer Ehrenhüterin geredet, aber ohne es sonst übel zu nehmen, hatte die Prinzessin diesen Gedanken doch abgelehnt.

„Entweder müßte meine Ehrenhüterin eine alte, wahrhaft achtungswerte Frau sein, — und in diesem Falle müßte ich sie schonen und für sie sorgen, was mir die Flügel beschneiden würde, — oder ein keineswegs ehrwürdiges Gesellschaftsfräulein, das ich überall mit mir schleppen müßte, aber dessen Schutz nicht ernstlich gemeint wäre. Weshalb dann? Laßt mich, wie ich bin, und wenn ich eine Thorheit begehe, wollen wir weiter davon sprechen."

Dieses etwas summarische Verfahren, die Anstandsfragen zu behandeln, hatte die Familie anfangs ein wenig erregt; nachher war Sophie aber so klug, daß die guten Leute aufgehört hatten, sich um ihre kleinen unschuldigen Launen zu kümmern.

Der Fürst Kutsky hatte seiner Witwe nicht viel hinterlassen; aber Sophie war von väterlicher Seite reich, und ihr gut verwaltetes Vermögen gestattete ihr auf großem Fuße zu leben. Im Sommer bestand ihr Hauptvergnügen darin, von Zeit zu Zeit einige gute Freundinnen in der Nachbarschaft zu überraschen und den Tag bei ihnen zuzubringen, und bisweilen stattete sie auch wohl ihrem Bruder im Lager einen Besuch ab, den sie sehr liebte und der sie besser verstand als irgend ein anderes Wesen in der Welt.

Zwei- oder dreimal nach Peter Muriefs Plauderhaftigkeit hatte die schöne Prinzessin Sophie den Grafen Surof besucht. Ihre Pferde allein konnten sich über ihre umherirrende Lust beklagen, denn sie legte ihnen lange Fahrten auf; aber es waren kräftige, zugleich schöne und ausdauernde Tiere, und die Fahrt von Tsarskoe-Selo, wo sie den Sommer über wohnte, bis nach dem Lager zu Krasnon war nicht weit genug, um sie zu ermüden.

Die Prinzessin brachte den Tag bei ihrem Bruder zu, wohnte den Exerzitien bei, speiste mit ihm in seiner Isba und gegen Abend fuhr die viersitzige Kalesche, deren sie sich bei derartigen Gelegenheiten bediente, langsam vor der kleinen hölzernen Hütte vor.

In diesem Augenblicke ging Murief vorüber. Im Laufe des Tages hatten ihn seine Beschäftigungen von diesem Teile des Lagers fern gehalten, und da er die Prinzessin nicht kannte, wußte er nicht, wem dieser schöne Wagen gehörte. Eine vielleicht weniger durch das gewählte Gespann als durch die Besitzerin dieser Schätze hervorgerufene Neugier ließ ihn seine Schritte langsamer machen.

Surof, der seine Schwester zurückbegleitete, trat aus der Isba.

Die Schönheit und der reizende Gesichtsausdruck der Prinzessin, ihre edele Haltung, ihr vornehmes Wesen machten auf den jungen Lieutenant einen großen Eindruck.

Sophie war in die Kalesche gestiegen; auf den Schlag gestützt, plauderte ihr Bruder mit ihr; er gewahrte das leicht erstaunte Gesicht Peters, der sich umkehrte, um noch diese schöne Person zu sehen, und lächelnd winkte er ihn heran.

Murief kehrte sofort um und stellte sich neben seinem Freunde auf.

„Meine liebe Sophie,“ sagte der Graf, „du bist die klügeste der Frauen: vielleicht wird es dir angenehm sein, die Bekanntschaft des närrischsten aller unserer jungen

Tapferen zu machen . . . Lieutenant Peter Murief, mein Freund — Prinzessin Kutsky, meine Schwester."

Peter verneigte sich tief. Die Prinzessin blickte einen Augenblick ihren Bruder und den Neophyten an.

„Geben Sie mir ein wenig das Geleite, meine Herren; Sie dürfen keine Leute sein, die eine Fußpromenade von zwei oder drei Wersten fürchten."

Die beiden jungen Leute gehorchten, und das Gespann lief im gleichmäßigen und ausgezeichneten Trabe.

8.

„Wenn es keine Indiskretion ist, mein Herr," begann die Prinzessin nach den ersten unvermeidlichen Trivialitäten, „so sagen Sie mir doch, weshalb Ihnen mein Bruder eine solche Überlegenheit über Ihre Regimentskameraden zuerkennt?"

Peter begann zu lachen.

„Fragen Sie ihn, Madame," entgegnete er, „wenn er es Ihnen sagen will, so bestätige ich sein Urteil.

„Meiner Schwester kann man alles sagen," versetzte Plato mit einer halb stolzen, halb scherzhaften Miene; „ihr ist in der Taufe nicht umsonst der Name Sophie beigelegt worden. Ebenso gut hätte man sie auch die Stumme taufen können, denn sie wiederholt nie etwas."

Peter verneigte sich ehrfurchtsvoll, ohne aufzuhören zu lächeln.

„Thu, was dir beliebt," bemerkte er zu seinem Freunde; „du ebenfalls, du bist so weise, so weise . . . Wahrhaftig, Madame," fügte er hinzu und wandte sich gegen die Prinzessin, der er gegenüber saß, „ich verdiene nicht, mich in so ausgezeichneter Gesellschaft zu befinden; ich kann mich nicht für würdig anerkennen . . ."

„Erzähle mir, was er gethan hat, Plato," sagte die Prinzessin zu ihrem Bruder. „Ich argwöhne, das sind alles nur Ausflüchte, um ein schreckliches Bekenntnis zu

vermeiden. Sie haben Unrecht, mein Herr," fuhr sie, zu Murief gewandt fort, „das Bekenntnis reinigt um so mehr, als es bisweilen ein Mittel an die Hand giebt, einen Irrtum zu verbessern."

„O, Madame, nie werde ich wagen . . ."

„So werde ich denn an deiner Stelle sprechen," versetzte Plato, dem ein Gedanke gekommen war. „Stelle dir vor, liebe Schwester, daß sich vor einigen Tagen der hier anwesende Lieutenant Murief zur würdigen Feier seines dreiundzwanzigsten Geburtstages berauscht hat . . ."

„O, berauscht!" sagte Peter sich verwahrend. „Angeheitert, allerhöchstens!"

„In unserer Gesellschaft," fuhr Surof fort. „Du kannst überzeugt sein, daß, wenn ich zugegen blieb, das Übel nicht zu arg war. Aber er war so lustig, daß er uns in der größten Ausführlichkeit die Launen eines sehr schlecht erzogenen jungen Mädchens erzählte, welches ich meinerseits, ohne es zu kennen, reizend finde."

Peter verzog in sehr bezeichnender Weise das Gesicht.

„Bei der Stange geblieben," rief Plato, „ist die Kleine reizend oder nicht?"

„Reizend! . . . reizend . . . In der Theorie, ja . . . aber . . ."

„Ist sie sehr schlecht erzogen?" fragte die Prinzessin.

„Gräßlich."

„Hübsch und von guter Familie?"

„Ja, Prinzessin, beides ist unbestreitbar."

„Dann ist es Dosia Zaptine!" bemerkte die Prinzessin nach einer kurzen Überlegung.

Die beiden jungen Leute begannen zu lachen. Peter verneigte sich.

„Madame," sagte er, „ich huldige Ihrer wahrhaft erhabenen Weisheit. Neben Ihnen ist Zadig nur ein Schüler."

„Wie hast du es erraten?" fragte Plato. „Ich wußte gar nicht, daß eine solche Person unter dem Monde existierte."

„Es giebt nur eine Dosia in der Welt," erwiderte die Prinzessin sentenzenreich, „und Herrn Murief war es vorbehalten, ihr Prophet zu sein. Wenn Sie jetzt noch vor dem Zapfenstreiche bei sich ankommen wollen, meine Herren, so rate ich Ihnen, keine Zeit zu verlieren, denn Ihre Beine können mit meinen Trabern nicht um die Wette laufen."

Zwei Minuten später verschwand die Kalesche der Prinzessin in einer Staubwolke, und die jungen Leute schlugen den Weg nach dem Lager ein.

„Wie, zum Teufel, war Sophie imstande, dieses Fräulein Zaptine wiederzuerkennen?" murmelte Plato, „und woher kennt sie sie?"

„O," erwiderte sein Kamerad gleichsam tröstend, „wenn man sie einmal gesehen hat, vergißt man sie nicht mehr! . . . Plato, weshalb hast du mit mir nie von deiner Schwester geredet?"

„Redet man etwa von der Vollendung?" entgegnete Surof mit diesem halb spöttischen, halb ernsten Tone, der ihm eigen war. „Sie erscheint, und man ist geblendet, das ist alles."

„Das ist wahr!" versetzte Peter sehr ernst.

Und sie plauderten darauf von Pferden, bis sie sich trennten.

9.

Unter seinem ernsten Äußern war Plato von einem plötzlichen Verlangen ergriffen worden, über Dosia Zaptine noch ausführlichere Erkundigungen einzuziehen, und dieses Verlangen wurde so lebhaft, daß er den ersten freien Tag benutzte, um seiner Schwester einen freundschaftlichen Besuch abzustatten.

Er fand die Prinzessin auf einem einfachen Wiener Stuhle von gedrechseltem Holze in heller Morgenkleidung sitzen und aufmerksam in einem dicken Buche lesen, dessen Blätter sie allmählich aufschnitt.

„Sei willkommen," sagte sie, als sie ihren Bruder in der Thüre erblickte; „ich dachte eben an dich."

Plato kam näher, küßte die schöne, weiße Hand, die ihm gereicht wurde, sowie die Lippen seiner Schwester; die Prinzessin gebrauchte keine Art von Puder, und ihr Bruder konnte sie deshalb ohne Furcht küssen; — darauf setzte er sich neben sie.

Der kleine Salon, mit schillerndem Zitz auf wassergrünem Grunde ausgeschlagen, war mit einigen cannelierten Stühlen möbliert; ein Mahagonitisch, ziemlich Rococo, nahm die Mitte des Zimmers ein; zwei Schaukelstühle, ein kleines Sopha, ein etwas grünlicher Spiegel, das war, wie in der Regel bei allen Landhäusern zu Tsarskoe-Selo, das Mobiliar dieses bescheidenen Asyls; und doch atmete alles eine Heiterkeit und Ruhe, eine Erhabenheit aus, die sicherlich nicht von dieser Ausstattung herrührte. Vielleicht brachten die dicken blühenden Sträucher, die überall, wo sich Platz befand, aufgestellt waren, die Heiterkeit hervor, — und vielleicht war die ruhige Anmut der Prinzessin die Quelle der Erhabenheit.

„Nimm dir einen Lehnstuhl," sagte Sophie zu ihrem Bruder.

„Und du?"

„Ich habe Widerwillen gegen Lehnstühle; sie passen für Unthätige oder Beurlaubte, die aus dem Lager kommen, um ihrer geliebten Schwester einen Besuch abzustatten. Ich bediene mich nur der Stühle."

Plato streckte sich behaglich in dem wassergrünen Lehnstuhle aus.

„Lehnstühle haben doch ihr Gutes," sagte er, „namentlich wenn man zu Pferde zwanzig Werste zurückgelegt hat. Was lasest du?"

„Der Geist, von Taine."

„In zwei Oktavbänden!" versetzte Plato. „O, Sophie,

deine Vernunft blendet mich. Wenn du es aus hast, so kannst du es mir leihen."

„Nimm!" entgegnete ruhig die Prinzessin und reichte ihm den ersten Band über den Tisch zu.

Und sie begann wieder die Blätter mit ihrem kleinen elfenbeinernen Messer aufzuschneiden.

„Weshalb hast du es mit dieser garstigen Arbeit so eilig?" fragte der junge Mann. „Nichts ist unangenehmer als dieses Papierzerreißen."

„Es geschieht, um damit zu Ende zu kommen, mein großes Brüderchen," erwiderte Sophie lachend.

Schnell schnitt sie die letzten Seiten auf und legte dann den Band auf den Tisch.

„Endlich!" sagte sie mit Befriedigung. „Hast du schon gefrühstückt?"

„Nein."

„Verlangst du etwas?"

„Sobald du frühstückst, werde ich dir kräftig Beistand leisten, aber ich kann warten."

Die Prinzessin schellte, erteilte einige Befehle, nahm darauf eine Stickerei und setzte sich wieder an ihren Platz. Plato folgte ihr mit den Augen.

„Ich kenne dich schon lange," bemerkte er lächelnd, „und du setzest mich immer in Erstaunen. Wann thust du eigentlich nichts?"

„Sobald ich schlafe," versetzte die Prinzessin lachend. „Und selbst dann widerfährt es mir öfter, daß ich träume . . . Und du deute mir jetzt doch etwas an, weshalb du es so eilig hast, mir deinen Besuch zu machen?"

„Weil ich Verlangen hatte, dich zu sehen," versicherte Plato und spielte mit der Eichel des Lehnstuhls."

„Und ferner?"

Der junge Mann schlug die Augen auf und sah eine Spur von Spott in denen seiner Schwester auftauchen.

„Du bist eine Zauberin, Sophie!" rief er und erhob sich.

„Was habe ich denn diesmal erraten?“

„Du wirst es selbst sagen. Es wäre sehr ergötzlich, wenn du dich täuschtest; es ist ganz unmöglich, daß du diesmal recht hättest.“

„Du bist gekommen, um Erkundigungen nach Dosia Zaptine einzuziehen,“ bemerkte die Prinzessin ruhig. „Übrigens habe ich deine Frage vorausgesehen und mich bereits unterrichtet. Du kannst mich fragen, was du willst; meine Antworten sind bereit.“

Plato, der im Salon auf und ab ging, blieb vor ihr stehen und legte die Hände auf den Rücken.

„Weißt du, daß du mit deinem Scharfsinn gefährlich bist?“ sagte er mit einem halb ernsten, halb heiteren Tone zu ihr.

„Gefährlich? Nicht für dich, mein kluger Bruder!“ versetzte sie in demselben Tone.

„Nun, was willst du mir sagen?“ fragte er und setzte sich in seiner alten Heiterkeit wieder hin.

„Stelle deine Fragen, ich werde antworten.“

„Meinetwegen! Zuerst also, wer ist Dosia Zaptine?“

„Fedocia Savichna Zaptine ist die Tochter eines pensionierten General-Majors, der vor fünf Jahren gestorben ist. Sie hat eine beträchtliche Zahl Schwestern, ich weiß nicht mehr genau wie viel.“

„Peter Murief kennt die Zahl besser,“ unterbrach sie Plato.

„Wirklich? Das macht diesem jungen Manne die größte Ehre! Ich glaubte in ihm nicht das Zeug eines Rechenmeisters zu entdecken.“

„O!“ beteuerte Plato in gutmütiger Laune, „er versteht bis sechs zu zählen, und noch dazu wenn es sich um Unterröcke handelt.“

„Du flößest mir neuen Mut ein,“ versetzte die Prinzessin mit ihrer gewohnten Ruhe. „Nehmen wir also an, daß Dosia fünf oder sechs Schwestern hat. Ihre Mutter ist eine geborene Morlof — guter Adel —; die Familie

ist nicht vermögenslos, und es giebt keinen männlichen Erben. Bist du mit diesen Aufschlüssen zufrieden?"

„So ziemlich. Zweite Frage: Ist das Porträt, das Peter von ihr entworfen hat, genau?"

„Ich muß dir zunächst die Bemerkung machen, daß ich nicht weiß, was für ein Porträt Herr Peter entworfen hat, — allein es muß genau sein, da ich das Original auf eine bloße Andeutung hin erkannt habe."

Plato verneigte sich beistimmend.

„Dann ist sie also wirklich sehr schlecht erzogen?" fragte er nach einer kurzen Pause.

„Durchaus! Pistolenschießen versteht sie nicht schlecht; ihr Vater hat ihr dieses edele Vergnügen beigebracht, indem er sie einen ganzen Sommer lang nach einer alten Uniform-Mütze, die ihm als Scheibe diente, schießen ließ; Dosia konnte ungefähr zehn Jahre alt sein. Ihr Lehrer ist tot, aber die Mütze nebst dem Geschmacke für das Pistolenschießen ist geblieben. Ich erinnere mich, in einem gewissen Frühlinge gesehen zu haben, wie sie wohlriechende Platterbsen, die sie in einer Suppenschüssel gepflanzt hatte, aus dieser Mützen-Scheibe begoß; dieselbe war so voller Löcher, daß sie sie als Gießkanne benutzte."

Hier konnte Plato seinen Ernst nicht bewahren, und die Prinzessin leistete ihm Gesellschaft.

„Was weiß sie noch?" fragte er, als er wieder sprechen konnte.

„Noch mehr? Je nach dem, zu viel und zu wenig. Mir ist so, als ob sie die Geographie unvollkommen gelernt hat. Sie richtete einige Fragen über Baden-Baden an mich, die mich vermuten ließen, daß sie diese Stadt an die Ufer des Niagaras verlegte. Ich bin jedoch nicht sicher, ob sie den Niagara in Amerika sucht. Blondin hat mit seinen Reisen ihre Ideen verwirrt. Zu der Zeit, in der ihr die Mütze als Gießkanne diente, war Blondin ihr Held. Sie träumte, sie wollte auf einem ausgespannten Seile

über den Ladogasee reiten. Mich selbst hat sie gefragt, ob dies sehr schwierig wäre. Ich erwiderte ihr, das Schwierige bestände nicht im Reiten, sondern in der Wahl des Pferdes."

„Jenes Pferdes, das ausschlägt?"

„Ach, du kennst es? Ja, in der Wahl des ausschlagenden Pferdes oder auch eines anderen."

„Das würde wirklich nicht leicht sein. Hat sie denn auf ihr Vorhaben verzichtet?"

„Nach einigen fruchtlosen Versuchen auf einer auf bloßer Erde gezeichneten Linie hat sie nicht ohne großes Herzeleid auf ihren Traum verzichten müssen. In der Geschichte ist sie sehr bewandert, — sie hat eine außerordentlich große Menge dicker Bände aus der Bibliothek ihres Vaters verschlungen; aber diese Lektüre hat ihre Anschauungen über die Geographie nicht wesentlich verändert. Die vier Sprachen russisch, deutsch, französisch und englisch schreibt sie sehr korrekt; — Klavier spielt sie sehr gut, sobald sie will, aber sie will nicht immer; Karikaturen zeichnet sie mit einem seltenen Talente und kennt die ersten Anfangsgründe der Arithmetik gar nicht."

„Das ist ein vollständiges Bild!" sagte der junge Mann mit einem Seufzer. „Aber was für eine Person ist denn ihre Mutter?"

„Die gesetzteste, methodischste, ernsteste Frau, die gesehen werden kann: mager, kränklich, ein wenig melancholisch, unwissend wie ein Fisch und voller Vertrauen zu der Vollkommenheit ausländischer Erzieherinnen, — was Dosias etwas seltsame Erziehung erklärt."

„Und die anderen Schwestern?"

„Es sind vernünftige Personen, sehr ordentlich, sogar pedantisch. — Erkläre, wer kann, solche Unregelmäßigkeiten! Ein Kobold mußte am Tage ihrer Geburt in Dosias Wiege schlüpfen; suchte man genau nach ihm, so müßte man ihn vielleicht in ihren Flechten oder in den Falten ihres Rockes finden."

„Und die Moral?“ fragte Plato, wieder bekümmert geworden.

„Die Moral ist ausgezeichnet, sie gleicht das Übrige wieder aus.“

Die Augen des jungen Offiziers drückten eine Reihe so beredter Fragen aus, daß die Prinzessin zu lachen begann.

„Ich glaube,“ sagte sie, „daß Herr Peter seine reizende Cousine verleumdet hat; wenn sie sich gezankt haben, so ist er sicherlich nicht der Sieger gewesen, denn sie hat ein Mundwerk wie kein anderer. Aber die Moral, ich wiederhole es, hat trotzdem nicht darunter gelitten. Diese Kleine hat ein sehr gutes Herz, — nicht in dem Sinne ein gutes Herz, daß man ohne Überlegung alles dahingiebt, sondern sie hat ein edelmütiges Herz und tritt stets mit ihrer ganzen Person ein. Ich habe sie wie eine echte Heldin, und die ist sie, in der Zeit des Fiebers ihren Bauern Hilfe bringen sehen. Ich habe gesehen, wie sie sich in das Wasser warf und einen kleinen Taugenichts von vier oder fünf Jahren, der sich beim Baden zu weit vor gewagt hatte und vom Strome fortgerissen war, wieder herausfischte. In Parenthese gesagt, schwimmt sie wie ein Fisch; aber ganz angekleidet, was nicht sehr ergötzlich ist. Sie ist gut, sehr gut . . . so gut, daß sie unerträglich wird,“ fügte die Prinzessin lachend hinzu.

„Ich glaube dir von ganzem Herzen,“ erwiderte Plato. „Alle solche Naturen von heftigen Gegensätzen sind für Böses wie Gutes gleich empfänglich . . . Aber was für eine Moral sollen wir daraus ziehen?“

„Dosia ist die Ehre selbst,“ entgegnete die Prinzessin. „Sie ist die echte Tochter ihres Vaters.“

Plato hatte seinen Gang durch das Zimmer wieder aufgenommen. Sein Gesicht hatte sich verdüstert. Er beobachtete Stillschweigen.

„Du weißt über sie etwas mehr als ich,“ sagte die Prinzessin entschieden und blickte ihn an.

„Ja, und das betrübt mich, denn dieses Kind mit seinen Fehlern scheint mir doch sehr interessant zu sein ..."

Und Plato vertraute seiner Schwester die charakteristischen Mitteilungen Muriefs an.

„Ärgerlich ist das ja," versetzte die Prinzessin, als ihr Bruder geendigt hatte, „aber ich sehe darin nichts weiter als einen Kinderstreich."

„Ohne Zweifel," erwiderte Plato. „Gleichwohl ist dieser Kinderstreich für den, der sie später heiratet, nicht ohne Folgen."

Die Prinzessin antwortete nichts. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, war der Umstand in der That ernst. Glücklicherweise meldete man das Frühstück, und die Unterhaltung nahm eine andere Richtung an.

Der Tag verstrich. Als der Abend gekommen war, und sich Plato eben in den Sattel schwingen wollte, hielt ihn seine Schwester zurück.

„Bist du neugierig, Dosia zu sehen?" fragte sie ihn.

Plato überlegte einen Augenblick.

„Gewiß," entgegnete er. „Sie macht auf mich die Wirkung eines reizenden und ein wenig wilden Eichhörnchens."

„Gut! In sechs Wochen werden wir hier Regatten haben; ich werde sie dazu — ohne ihre Mutter — einladen, und du wirst sie dann in ihrer vollen Schönheit sehen."

Plato nahm Abschied von seiner Schwester und galoppierte nach dem Lager.

„Es ist schade!" sagte er ganz nachdenklich zu sich und schüttelte den Kopf.

„Es ist schade!" wiederholte er nach Verlauf einer Viertelstunde zum zweitenmale.

Selbst überrascht über diese Wiederkehr eines und desselben Gedankens fragte er sich und wurde sich bewußt, daß er an Dosia Zaptine dachte.

10.

„Hast du deine Schwester lange nicht gesehen?“ fragte Peter Murief seinen Freund zwei oder drei Tage nach diesem Besuche.

„Nein. Weshalb?“

Peter stockte einen Augenblick.

„Du hast ihr eine sehr seltsame und wenig schmeichelhafte Vorstellung von meiner Persönlichkeit gegeben: die wenigen Worte, die du ihr über meine Cousine Dosia gesagt hast, haben ihr keine hohe Idee von meinen Geisteskräften beibringen müssen . . .“

Plato begann zu lachen.

„Enttäusche dich, mein Lieber; meine Schwester verurteilt die Leute nicht auf so wenig hin; ich glaube nicht, daß sie eine schlechte Meinung über dich gefaßt hat . . . Übrigens ist ja nichts leichter, als dich dessen zu versichern.“

„In welcher Weise?“ fragte Peter, dessen Gesicht sich mit einer freudigen Röte bedeckte.

„Dadurch, daß du mich den Sonntag zu ihr begleitest. Ich soll bei ihr frühstücken, wir werden schon früh vor der Hitze zu ihr aufbrechen, und du kannst dich dann weitläufig über das Kapitel deiner Irrtümer ergehen.“

Entzückt dankte Peter seinem Freunde, fragte, ob die Prinzessin den Reisestaub entschuldigen würde, ob dies nicht sehr unartig wäre, und ließ sich über alle diese Punkte auf das Allerleichteste beruhigen, denn er verlangte nur dies.

In Bezug auf die Vorstellungen, die der Graf Surof seiner Schwester machte, war er sehr zurückhaltend. Bis dahin waren nur sehr wenige seiner Kameraden zu der Ehre zugelassen worden, Zutritt zu der schönen Prinzessin Kutsky zu erlangen. Diese Zurückhaltung rührte von einem natürlichen Gefühle der Schicklichkeit her; es schickt sich nicht, daß das Haus einer Witwe voll junger Leute ist. Als er Murief eingeladen hatte, ihn zu begleiten, war der Graf

Plato von seinen Gewohnheiten abgegangen; hätte man ihn gefragt, so würde er auf diese Weise vielleicht einen Teil seiner Heiterkeit verloren haben; es läßt sich befürchten, daß er dem Eindringling, der sich in so zarte Fragen eingelassen, einigen Unmut zu erkennen gegeben hätte. Im Grunde genommen hatte der Graf Plato Peter Murief zum Frühstück bei seiner Schwester nur eingeladen, um derselben Gelegenheit zu geben, dem jungen Offiziere alle nur wünschenswerte Aufklärungen hinsichtlich seiner Flucht mit Dosia Zaptine zu entlocken.

Nach und nach war Dosia der Gegenstand aller seiner unbewußten Träumereien geworden. Die zerzausten Haare, die braunroten Stiefelchen und die lachenden Augen wogten vor seinem Geist auf und ab, wie wenn er sie gekannt hätte. Er dachte teilnehmend an sie, wie an ein junges, sorgfältig und zärtlich erzogenes Tier, das in dem Augenblicke, wo es seiner Erziehung Ehre zu machen anfing, gestohlen ist. Nie hatte er dieses kleine unlenksame Mädchen gesehen, und doch beklagte er es, wie wenn er es seit klein auf geliebt hätte; er beklagte, daß es noch so jung schon eine Erinnerung hätte, die es später mit allen Opfern aus seinem Leben zu verwischen wünschen möchte.

Am Sonntage fuhren die jungen Leute, um den Staub zu vermeiden, in einer Kutsche nach Tsarskoe-Selo. Plato schwieg. Es fiel Peter schwer, ihm nachzuahmen und dennoch hielt er an sich, um nicht indiskret zu erscheinen. Er verging vor Ungeduld, an seinen Freund die verschiedensten Fragen über die Prinzessin Sophie zu richten. Endlich konnte er es nicht mehr aushalten.

„Ist deine Schwester ein Schöngeist?“ fragte er Plato. „Ich bin so unwissend!“

„Wenn du unwissend bist, mein Bester,“ erwiderte der junge Offizier, „so verlasse dich auf meine Schwester. Sie ist imstande, die Lücken deiner Erziehung auszufüllen. Sie wird dir Bücher leihen, keine Frage an dich richten und

dich beschämt sowie mit dem Drange, dich zu unterrichten, eine dicke, alte Schwarte unter dem Arme, nach Hause zurückschicken. Das ist Sitte des Hauses. Ich muß sie wie alle Übrige mitmachen."

Und den Zipfel seines großen Militärmantels hochhebend, zeigte Plato den ersten Band vom „Geist", sauber und wie es sich gebührt in eine französische Zeitung eingeschlagen.

„Das hat sie dir geliehen?" fragte Murief mit großer Neugier. „Zeige es mir!"

„O, du kannst es durchblättern und dreist darin lesen; verstehen wirst du doch nichts."

Peter öffnete wirklich das Buch an zwei oder drei verschiedenen Stellen und gab es seinem Freunde mit einem kläglichen und bestürzten Gesichte zurück, das ein Lächeln um Platos Lippen herbeiführte.

„Dann muß mich aber die Prinzessin für schrecklich dumm halten," sagte der arme Bursche.

„Ei, ich glaube schwerlich!" entgegnete sein Freund. „Sie wird deshalb keinen für einen Dummkopf halten, der nicht ohne weiteres solche Bücher versteht, die vorbereitende Studien erfordern. Ihr werdet euch sehr gut verständigen. Sie ist keineswegs ein Blaustrumpf, du sollst sehen!"

Die Kutsche hielt vor dem kleinen Perron, und zwei Minuten später saß Peter seinem Freunde gegenüber in dem zweiten wassergrünen Lehnstuhle und plauderte mit der Prinzessin, als ob er sie seit zehn Jahren kennte. Die dicken Bände waren nebst dem Papiermesser verschwunden, und nur einige moderne Romane lagen auf dem Rococo-Mahagonitische.

Man frühstückte heiter; das schöne Silbergeschirr, das feine, durchsichtige Kristall, die rosaroten Radieschen, die Blumensträuße, die überall versteckt aufgestellt waren, die Sammetaugen und das weiße Kleid der Prinzessin Sophie bildeten ein harmonisches Ganze, in dem die hellen und

angenehmen Farben einen geschickten und scheinbar natürlichen Gegensatz bildeten. Die Prinzessin war eine vollendete Meisterin in der Kunst, aus der Häuslichkeit und den dazu gehörenden Gegenständen ein einnehmendes Gemälde zu bilden. Dies gab vielleicht ihrer Wohnung einen unaussprechlichen Reiz, den man nirgends anderswo wiederfand.

Nach einer heiteren Unterhaltung über tausenderlei verschiedene Gegenstände, die in einer und derselben Gesellschaft im Umlaufe sind, schlug die Prinzessin gegen vier Uhr, nachdem die Sonnenhitze bereits etwas abgenommen hatte, einen Spaziergang durch den Park vor.

Sie traten durch die von Alexander I. errichtete, gußeiserne monumentale Pforte ein, welche mit goldenen Lettern auf der einen Seite in russischer, auf der anderen in französischer Sprache die Inschrift enthält: „Meinen lieben Waffengenossen.“ Sofort umgab sie das frische Grün sowie der Schatten der schönen, hundert Jahre alten Lindenbäume, die auf sie den Eindruck eines neuen Lebens machten.

Indem sie zu ihrer Rechten das Palais und die Gartenanlagen ließen, wanderten sie durch die langen Alleen, deren dunkeles Grün mit den Stunden des Tages wechselt. Durch Durchsichten schimmerte der See wie eine unermeßlich große, mit Quecksilber gefüllte Bowle. Die goldene Kuppel des türkischen Bades, die auf einem Vorgebirge hervortritt, erschien einen Augenblick rotglänzend und wie vom Sonnenlichte gebadet. Darauf umgab sie von neuem Schatten, und langsam schritten sie in den gewundenen und so gut mit Sand bestreuten Alleen, daß sie wie ein englisches Spielzeug aussahen, und von einem so dichten Grün geschützt, daß man es einen unverletzten Wald hätte nennen können, weiter.

Sie fanden eine Bank und ließen sich in einem von einer steinernen Ballustrade umgebenen Rondell nieder, wo sich der alte Hof unter Katharine wahrscheinlich zu versammeln pflegte, um gemütlich zu plaudern oder einen

Imbiß einzunehmen, das aber zu unseren Tagen einsam und fast verlassen war.

Dieser Ort hatte eine gewisse melancholische Großartigkeit: die Bäume rings umher schienen älter und ehrwürdiger als anderswo, und alte Steine scheinen übrigens überall stets etwas zu erzählen zu haben.

Seit früh am Morgen hatten die drei Spaziergänger mehr als einmal an die phantastische Dosia gedacht. Vielleicht hatte sie in diesem Augenblicke selbst die Augen auf den Ladogasee gerichtet und war damit beschäftigt, gewissenhaft blind zu sein; vielleicht führte sie auch gerade gegen irgend eine Person — in einem solchen Falle ist die ernsteste immer die beste — eine unsägliche Fopperei aus. Niemand hatte aber bis jetzt ihren Namen ausgesprochen.

„Ich möchte wohl etwas Milch haben," sagte plötzlich die Prinzessin. „Ist nicht irgend ein Wirtschaftsgebäude hier in der Nähe?"

„Nur zehn Minuten weit," versetzte der Graf.

„So laß uns denn Milch bringen, lieber Bruder. Ich sterbe vor Durst.

Murief erhob sich eilig.

„Gestatten Sie, Prinzessin, das ich gehen darf," sagte er.

Sie hielt ihn durch einen Wink zurück.

„Nein, mein Herr, Sie sind mein Gast," erwiderte sie mit der ihr eigenen Anmut. „Mein Bruder wird sich dieser Mühe unterziehen."

Plato entfernte sich sofort eiligen Schrittes. Er hatte eingesehen, daß seine Schwester, wenn sie mit dem jungen Manne unter vier Augen allein bliebe, ihn leichter zu vertraulichen Mitteilungen veranlassen könnte, und daß er bei seiner Rückkehr Peter geneigt finden würde, rückhaltslos ein Bekenntnis abzulegen.

Wirklich gewahrte man seine Mütze noch zwischen den Baumstämmen, als die Prinzessin schon den jungen Offizier plötzlich halb lachend fragte:

„Was hat Ihnen denn Ihre Cousine Dosia gethan, daß Sie eine so jämmerliche Ansicht über ihre Verdienste haben?"

„Was Sie mir gethan hat, Prinzessin?" rief der Unglückliche.

Er hielt plötzlich inne und fuhr dann nach einer schnellen Überlegung fort.

„Sie hätte mich beinahe zu einer Thorheit verleitet, die ich mein Leben lang bereut haben würde."

„Ich habe Thorheiten ungemein gern!" erklärte Sophie mit ihrem verbindlichsten Lächeln. „Erzählen Sie mir dies."

In wenigen Worten erzählte ihr Peter das Verschwinden und die Rückkehr seiner Cousine unter das mütterliche Dach. Beständig hörte ihn die Prinzessin mit einem Halblächeln zu.

„Nun beichten Sie mir einmal, Herr Peter," sagte sie zu ihm, als er Atem schöpfte, denn in seinem Zorne war er in Aufregung geraten, „was würden Sie nun gethan haben, wenn sie nicht hätte nach Hause zurückkehren wollen?"

„Ich hätte sie zu meiner Mutter geführt, wie ich es ihr gesagt hatte. O, und was für einen Wischer würde ich erhalten haben! Noch immer bin ich diesem närrischen Kopfe Dank schuldig, daß sie mir diesen Sturm erspart hat."

„Würde Ihre Familie über diese Wahl nicht zufrieden gewesen sein?"

„Sicherlich nicht! Aber würden Sie denn, Prinzessin, Sie, die Sie sie, so viel ich sehe, kennen, gern sehen, daß sie zu Ihrer Familie gehörte?"

„O, mir fehlt es an der Gabe, dergleichen Dinge beurteilen zu können," meinte die Prinzessin. „Erstlich finde ich Dosia mit allen ihren Mängeln köstlich; — und ferner würde ich sie, wenn ich sie nur ein Jahr bei mir hätte, sehr schnell zur Vernunft bringen, — und endlich," fügte sie lachend hinzu, „werde ich sie nicht heiraten, was die Frage vollkommen ändert."

„Ich werde sie, Gott sei Dank, ebensowenig heiraten," rief Peter und schlug in der Aufwallung seiner Dankbarkeit die Augen zum Himmel empor.

„Wie aber, mein Herr, wenn Ihre Familie ihre Einwilligung verweigert hätte? Ist Ihnen Dosia, Ihre Cousine, nicht, wie mir scheint, in so nahem Grade verwandt, daß Ihnen die Verheiratung durch die Kirche verboten ist?"

„Ich hatte in der That daran gedacht," erwiderte der junge Mann. „Ich hätte meine Entlassung eingereicht, und wir würden uns im Auslande verheiratet haben. Es läßt sich mit dem Himmel ein Abkommen treffen."

„Würden Sie sich der Gefahr einer Ungnade ausgesetzt haben?"

„Mein Gott, es würde ja nötig gewesen sein! Ich hatte sie ja einmal entführt!"

„Hätten Sie sie trotz allem geheiratet?"

Peter blickte die Prinzessin mit einiger Überraschung an.

„Da ich sie entführt hatte!" wiederholte er langsamer.

Die Prinzessin schlug die Augen nieder und genoß einen Augenblick die aufrichtigste und höchste Freude, einer durchaus geraden und ehrlichen Seele zu begegnen. Sie wollte diesen Genuß erst völlig empfinden.

„Und liebten Sie sie nicht leidenschaftlich?"

„Offen gestanden, nein. Ich liebte sie nicht vollkommen, ich sehe es erst jetzt ein. Ich fühle es, daß etwas Anderes als Schönheit und Geist dazu gehört, um wahre Liebe einzuflößen."

„Ah, Sie haben diese Entdeckung gemacht," sagte die Prinzessin lächelnd.

Peter beobachtete Stillschweigen und errötete. Glücklicherweise geriet Sophie nicht auf den Gedanken, ihn zu fragen, seit wann, denn das Geständnis, daß diese Überzeugung erst von dem nämlichen Augenblicke herrührte, hätte ihn mit Scham erfüllt.

„Sie hätten Dosia geheiratet, ohne sie zu lieben, ob-

gleich Sie wußten, daß sie Ihnen nicht das wahre Glück verschaffen könnte?"

„Aber, Prinzessin, da ich sie entführt hatte!" wiederholte Peter zum drittenmale.

Sophie reichte dem jungen Offiziere die Hand.

„Nun, Herr Peter," sagte sie, „Sie sind ein tapferer Held! Aber," fügte sie hinzu, während sie die Hand zurückzog, „preisen Sie den Himmel, daß er Sie die Probe nicht hat bis zu Ende durchmachen lassen. Für Dosia wie für Sie ist es ein Glück, daß die Angelegenheit ein so plötzliches Ende genommen hat. Denn sie ist nicht die Frau Ihrer Träume, und Sie sind nicht der Mann, der für sie paßt."

„Welchem Unglücklichen, welchem zu ewiger Qual Verurteilten würden Sie denn die Hand dieser phantastischen jungen Person bestimmen?"

„Ei," erwiderte die Prinzessin mit phlegmatischem Lächeln, „davon weiß ich nichts, aber um diese ungelenkige Gondel zu steuern, dazu bedarf es eines geschickteren Piloten, als Sie sind."

Gefolgt von einem Bauern, der in einem Korbe Milch und Gläser trug, langte Plato an. Man erquickte sich, und der Bauer kehrte zurück.

In dem Augenblicke, wo sich die Prinzessin erhob, um ihren Spaziergang fortzusetzen, fragte sie Peter:

„Sind Sie vollkommen davon überzeugt, daß Dosias Rückkehr zu ihrer Mutter kein Bedauern in Ihnen zurückgelassen hat?"

„Die unaussprechlichste Erleichterung, Prinzessin, die aufrichtigste und tiefste Freude! Nie habe ich so gut geschlafen als in jener Nacht."

„Glückliches Vorrecht eines guten Gewissens!" sagte die Prinzessin, sich an ihren Bruder wendend. „Vor dir, Plato, siehst du den Mann, der nie Gewissensbisse erfahren hat! Bewundere ihn!"

„Ach, Prinzessin,“ seufzte Peter, „wüßten Sie nur, welches Wohlbefinden in dem Gedanken liegt, daß ich noch im letzten Augenblicke glücklich davon gekommen bin! Großer Gott, ich zittere bei dem Gedanken an die Gefahr, die ich gelaufen!“

Scherzend schlugen sie den Heimweg wieder ein, alle drei aus sehr verschiedenen Gründen zufrieden. Am ernstesten war die Zufriedenheit Sophiens. Wirklich brachte die Prinzessin ihr Leben in dem Aufsuchen schöner Seelen zu, und sobald sie eine fand, was ihr nicht oft widerfuhr, so ertönte in ihrem Herzen ein Konzert, das die Engel des Paradieses hätte entzücken können. An diesem Tage fiel das Konzert besonders glänzend aus.

Man weiß nicht, was für geheimnisvolle Worte Sophie und ihr Bruder unter vier Augen miteinander austauschten, aber bei der Rückkehr nach dem Lager trällerte Plato auf dem ganzen Wege ununterbrochen Opernmelodien. Peter Murief sagte nicht ein einziges Wort, sondern rauchte acht Cigarren.

11.

Die beiden jungen Leute sprachen oft bei der Prinzessin vor. Dieses friedliche Innere hatte von dem Lieutenant Murief plötzlich in so hohem Grade Besitz genommen, daß er seine alten Freuden gering schätzte.

Das Theater allein belustigte ihn noch, aber hinsichtlich der Wahl des Repertoirs war er schwieriger geworden, und eines schönen Tages gewahrte er, daß ihn das Ballett langweilte.

Zum Glück fanden die großen Manöver statt, und das Lager wurde aufgehoben, was ihm, Dank einer kurzen Woche tüchtiger Anstrengungen, sein altes Gleichgewicht wieder gab. Acht Tage lang that er nichts als schlafen, essen, Luft schöpfen, wieder in Schlaf sinken u. s. w. Darauf befand er sich wieder in Besitz aller seiner Fähigkeiten.

Wie es ihm Surof vorausgesagt, hatte ihm die Prinzessin Bücher geliehen, und er, der die Lektüre nicht leiden konnte, hatte ein außerordentliches Vergnügen daran gefaßt. Entzückt über diese Änderung, ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, daß sie nur von der Freude herrührte, mit der Prinzessin Sophie über Dinge sprechen zu können, die sie liebte und bewunderte, sagte er sich, mit seinen Jugendstreichen wäre es nun vorbei, und er träte in die Ära beständiger Beschäftigungen.

Als er jedoch um sich blickte, gewahrte er, daß seine meisten Altersgenossen, ja selbst ältere Kameraden, noch immer Possen und Streiche trieben, und eines schönen Morgens erwachte er mit der Frage, weshalb er denn so oft zu der Prinzessin Kutsky ginge.

„Ich muß sie wohl langweilen!“ sagte er schwermütig zu sich.

Und plötzlich faßte er den energischen Entschluß, diese großherzige Prinzessin nicht mehr durch seine Gegenwart zu belästigen. Bei diesem Entschlusse, den niemand von ihm verlangte, schickte er sich an, ein kleines, sehr artiges Billet zu schreiben und die geliehenen Bücher zurückzusenden, als ihn die Vorsehung, die Spenderin des Guten wie des Bösen, daran erinnerte, daß gerade an diesem Tage die Regatta stattfand, und er versprochen hatte, ihn mit Plato bei der Prinzessin zuzubringen.

„So will ich es denn bis Morgen aufschieben,“ sagte er, von kindlicher Freude ergriffen, zu sich. „Noch ein schöner Tag, und da sie mich aus eigenem Antriebe eingeladen hat, so ist es klar, daß ich ihr heute nicht lästig bin. Wie ich glaube, wird übrigens Gesellschaft da sein.“

Der Unglückliche glaubte nicht, wie richtig seine Gedanken waren.

Als er nachmittags ein Uhr außerordentlich geputzt bei der Prinzessin erschien, kam ihm sein Freund Plato entgegen, dessen Gesicht ihm auffallend spöttisch vorkam.

„Höre,“ sagte dieser mit einer sehr beunruhigenden Bewegung um die Mundwinkel zu ihm, „ich glaube, große Freuden sind gefährlich. Meine Schwester hat einen Einfall gehabt; ich weiß nicht, ob du ihn gut finden wirst ... ich befürchte fast, nein.“

„Rede doch!“ erwiderte Peter ungeduldig. „Du kommst nicht von der Stelle.“

„Es ist gleich geschehen, lieber Freund. Meine Schwester liebt die Eintracht und möchte die Göttin des Friedens mit einem Füllhorne des Überflusses in jeder Hand auf der ganzen Erde herrschen sehen. Da die Reiche, — ach, bisweilen unversöhnlich, — sich nicht immer versöhnen lassen ...“

„Gebrauchst du noch lange Zeit?“ unterbrach ihn abermals der junge Lieutenant.

„Nein, ich bin zu Ende ... meine Schwester beschränkt ihr friedliches Trachten auf die Versöhnung Einzelner. Da du dich von deiner Cousine Dosia auf dem Kriegsfuße getrennt hast, so hat sie es unternommen, euch einander die Hand reichen zu lassen, und zu dem Zwecke hat sie sie ebenfalls zur Teilnahme an der Regatta eingeladen.“

„Dosia! ... Dosia hier!“ rief Murief, während er nach seinem Mantel lief, den er auf eine Bank gelegt hatte.

„In diesem nämlichen Salon. Vorwärts, laß meine Schwester nicht warten. Sie hat dich an dem Fenster vorübergehen sehen und muß sich über unsere lange Unterhaltung wundern.“

Und wider Willen lachend und wider Willen etwas unruhig, schleppte der weise Plato seinen Freund Peter fast mit Gewalt in den wassergrünen Salon.

In der That war Dosia da und thronte mitten auf dem Sopha, dessen übrigen Umfang ihr Kleid einnahm. Sie hielt sich gerade wie eine Kerze, regungslos wie eine Bildsäule und ernst wie ein Kind, das auf seine Suppe wartet.

Vier oder fünf Damen, — unter denen, die Augen haben, um nicht zu sehen, und Ohren, um nicht zu hören, für die Gelegenheit sehr günstig ausgewählt, — dienten diesem hübschen Gemälde als Rahmen. Sophie verstand sich darauf, die Dinge einzurichten: sie hatte sich Vergnügen an dem Zusammentreffen der beiden Exbrautleute versprochen, und hielt sich Wort.

„O, Prinzessin, das ist nicht schön!“ murmelte der junge Lieutenant, als er Sophie die Hand küßte.

„Bah, es mußte doch an einem oder dem anderen Tage stattfinden,“ antwortete diese mit der zerstreutesten Miene.

Es war vollkommen wahr. Peter verneigte sich ehrfurchtsvoll vor Dosia, die ihm eine zugleich kalte wie ceremoniöse Kopfverneigung machte. An die Thür gelehnt, blickte sie Plato mit einem gewissen Unbehagen an.

Peter hielt sich tapfer, setzte sich auf einen Stuhl, der sich in der Nähe des jungen Mädchens befand, und knüpfte eine Unterhaltung an.

„Sie haben sich stets wohl befunden, Cousine,“ fragte er, „seit ich zum letztenmale das Vergnügen hatte, Sie zu sehen?“

„Ich danke Ihnen, mein Vetter,“ entgegnete sie, „ich habe mir einen Schnupfen zugezogen.“

Sie hustete zwei- oder dreimal leicht und fuhr dann fort in einem Album zu blättern.

„Und ist meine ausgezeichnete Tante nicht krank gewesen?“ begann Peter in demselben Tone von neuem.

„Nein, mein Vetter, ich danke Ihnen, nicht mehr als sonst.“

Peter konnte nicht an sich halten. Sein natürlicher Mutwille erstickte ihn seit einem Augenblicke; der unbegabte und bedächtige Kreis, der sie umringte, flößte ihm die leidenschaftlichste Lust ein, irgend einen tollen Streich zu spielen. Er neigte sich ein wenig zu seiner Cousine herab und flüsterte ihr leise zu:

„Hat man Ihnen für Ihr letztes Ausreißen keine Buße auferlegt?“

„Nein, mein Vetter, und ich habe mein Pferd behalten, und mein Hund liegt am Fußende meines Bettes, und ich habe ein Schlafzimmer für mich ganz allein.“

„Dann,“ erwiderte Peter, „setzt es mich nicht in Erstaunen, wenn Sie sich Ihren Hund zum Zimmergenossen gewählt haben.“

„Und jetzt mache ich alles, was ich will,“ schloß sie mit einem zornigen Blicke.

„Das ist stets Ihre Gewohnheit gewesen,“ versetzte ihr Vetter, ohne in Verlegenheit zu geraten. „Ich bin sehr froh zu vernehmen, daß Sie Fortschritte gemacht haben. Und das Klavier?

Die Prinzessin, die sie verstohlen beobachtete, sah, daß Streit im Anzuge war, und beeilte sich Peter an ihre Seite zu rufen, während Plato den leer gebliebenen Platz einnahm. Dosia wurde sofort ernst und gesetzt; die Röte, die der Zorn auf ihre Wangen gerufen hatte, nahm ab, und ihr liebliches Gesicht nahm den Ausdruck kindlichen und zärtlichen Mutwillens an, der sie so verführerisch machte.

„Warten Sie hier, Herr Peter,“ sagte Sophie, die sich des Lachens nicht erwehren konnte, „bis wir eine Tasse Chokolade zu uns genommen haben. Erneuern Sie vor Ende des Waffenstillstands die Feindseligkeiten nicht. Sie werden noch Zeit haben, sich zu zanken; der Tag ist lang.“

„Sie ist unerträglich in ihrem Benehmen,“ klagte Peter noch ganz erregt.

„Sie haben aber angefangen.“

„Ich gestehe es. Aber sie soll nicht das letzte Wort behalten . . .“

„Vergessen Sie nicht, daß sie mein Gast ist, geehrter Herr Murief. Haben Sie aus Liebe zu mir Geduld!“

„Aus Liebe zu Ihnen, Prinzessin, werde ich alles thun!“

sagte Peter freudig und schlug die Augen zu dem schönen Gesichte auf, das sich zu ihm herabneigte.

„Ich danke Ihnen und zähle auf Ihr Wort.“

Die Prinzessin entfernte sich, und man reichte die Chokolade umher, worauf sich die Gesellschaft nach dem See, auf dem die Regatte stattfinden sollte, begab.

12.

Die Tsarskoe-Seloer Flotille ist ein höchst eigentümliches Ding. Sie hat ihren Admiral, — ei, bitte sehr, nicht etwa einen Süßwasser-Admiral! Dieser Dienst wird gewöhnlich einem Marine-Offizier zur Belohnung für irgend eine glänzende That anvertraut, in der er schwer genug verwundet wurde, um von dem aktiven Dienste ausgeschlossen zu werden.

Die Tsarskoe-Seloer Flotte besteht aus den Modellen sämtlicher leichter Fahrzeuge, wie sie im Umfange des ganzen Reiches angewendet werden. Von dem langen Ruderboote aus Mahagoniholz, dem eleganten Kahne, der vorschriftsmäßigen Pinasse, der chinesischen Gondel und der einfachen, flachen Barke an, auf der sich die Mamas nicht zu fahren scheuen, bis hinab zu dem Nachen des Eskimos aus Seehundshaut, der chinesischen Junke, dem engen und wunderlichen kamtschadalischen Schiffe nebst dem langen Kahne aus einem Baumstamme, der durch Querhölzer im Gleichgewichte erhalten wird, ist dort alles vereinigt. Die Originalmodelle, die mit großen Kosten aus den fernsten Gegenden des Reiches herbeigebracht sind, werden in einer Art Museum aufbewahrt, das in einem ziemlich häßlichen Schlosse, aus braunen Backsteinen erbaut und von zwei runden Pseudo-Türmen flankiert, untergebracht ist; aber die Kopien dieser Modelle stehen Liebhabern zur Verfügung. Zu jeder Tagesstunde kann man allein auf dem Schiffe seiner Wahl umherfahren oder sich auf den hellen Wellen des Sees eine Stunde lang umherfahren lassen. Das alles

ist umsonst; nur steht dem edelmütigen Spazierfahrer die Belohnung des Matrosen frei, der ihm den Bootshaken und die Fangleinen einhändigt, oder ihn unter der Sonnenglut umherrudert, während ein Baldachin von Leinewand die schönen Damen oder die eleganten Offiziere schützt.

Diese sonderbare und wechselnde Flotille sollte bei der Regatte um den Preis fahren. Unter dieser großen Menge verschiedener Schiffe hatte man endlich in Bezug auf Segel wie Ruder eine gewisse Ordnung eingeführt.

An der Segelregatte mit den großen, kühn geschweiften Pinassen nahmen als die ersten Bewerber die Großfürsten teil; die gewöhnlichen Sterblichen beschränkten sich auf die Ruder; zu den Wettfahrten in Ruderbooten, die wegen der unvermeidlichen Zufälligkeiten und der sonderbaren Handhabung des Ruders immer ein komisches Element darbieten, hatten sich junge Offiziere einschreiben lassen.

Als die Gesellschaft der Prinzessin am Ufer des Sees anlangte, drängte sich eine geputzte Menge, die aus allem bestand, was Tsarskoe-Selo und ihre Nachbarstadt Pawlowsk an eleganter und reicher Bevölkerung besaß, an den Ufern dieser ungeheuer großen Kristallschale.

Petersburg nebst Umgebung hatte ebenfalls seinen Beitrag an Zuschauern geliefert. Die wenig zahlreichen Klassen des niedrigen Volkes gruppierten sich instinktmäßig an den nur wenig günstigen Stellen, von wo das Auge nur einen beschränkten Teil der Fahrt zu überschauen vermochte, während sich der Adel und die hohe Finanzwelt dem kaiserlichen Einschiffungsplatze näherte, wo die Familie des Herrschers bei diesen Spielen den Vorsitz führte.

Teppiche und Sammetsessel bedeckten den breiten, mit Marmorplatten bedeckten Raum. Auf den außerordentlich breiten Stufen, die bis zum See hinabführten, stellte sich reihenweise der liebliche Blumenflor der Ehrendamen, Pagen und dienstthuenden Offiziere auf, sämtlich in Galauniform und frischer Sommertoilette. Die dicken, korpulenten Ge-

nerale schnauften ein wenig weiter entfernt unter der Last der zu knappen Uniform und der schweren Epauletten.

Das war zwar noch immer der Hof, aber in Villegiatur, mit einer weniger beschränkten Etikette, der Hof gleichsam in Familie.

Die Prinzessin Sophie hatte sich einige Plätze nicht weit vom Einschiffungsplatze belegen lassen, und ihre Freunde bildeten eine dichte Ehrenwache.

Das Signal wurde gegeben, die anmutigen Schiffe setzten sich in Bewegung, Segel aller Formen bildeten gegen den Himmel elegante Kurven, darauf verschwanden sie hinter der Insel, welche die Mitte des Sees einnimmt. Später gewahrte man sie durch eine Lichtung, und dann verschwanden sie noch einmal.

Gespannt richteten sich die Augen auf den Punkt der Insel, wo die wetteifernden Segel wieder erscheinen sollten.

Eine weiße Pinasse tauchte zuerst aus dem Grün hervor und lenkte auf das Ufer zu. Durch ein kühnes Manöver wendete der Großfürst A. . ., der die Barre hielt, vor dem Winde und erhielt dadurch einen großen Vorsprung vor den andern.

Ein Schrei der Bewunderung, von Ehrfurcht sofort zurückgehalten, ertönte aus allen Kehlen, und eine halbe Minute später verkündete ein Kanonenschuß — natürlich nur ein Böllerschuß — der den jungen Sieger unter dem Schmettern der Fanfaren empfing, den Preis seiner Kühnheit.

„Das ist nicht erstaunlich,“ brummte ein Pessimist, „wenn man geborener russischer Großadmiral ist.“

„Erst muß er es noch werden,“ versetzte ein Optimist.

Die Militärmusik spielte einen lustigen Marsch, und die zweite Wettfahrt begann.

Es war schönes, sehr schönes Wetter, denn die Sonne, von dem Spiegel des Sees zurückgestrahlt, war trotz der seidenen Knicker blendend. Dosia allein schien es gar nicht zu gewahren; sie genoß das Schauspiel, das ihr angeboten

wurde, mit dem ganzen Verlangen einer jungen Pflanze, die man begießt.

„Ich wünschte den Preis gewonnen zu haben!“ sagte das junge Mädchen zu seiner Nachbarin, der Prinzessin.

„Um die silberne Bowle zu bekommen?“ fragte diese Dosia.

„Nein, damit ich diese Bewegung der Barre vorgenommen hätte. Es war eine allerliebste Bewegung. Dergleichen muß belustigend sein: ich werde mir eine Pinasse auf dem Lande anschaffen müssen.“

„Weshalb nicht ein Dampfschiff?“ flüsterte Peter seiner Cousine ins Ohr.

Diese drehte sich, die Augen voller Blitze, um und machte eine unwahrnehmbare Bewegung. Vor drei Monaten wäre Peter dem Schimpfe einer öffentlichen Ohrfeige nicht entgangen; — aber seit ihrem letzten stürmischen Zusammentreffen schien sich Dosia gemäßigt zu haben. Er war mit der Furcht und einer zurückweichenden Bewegung, die er nicht hatte unterdrücken können, davon gekommen: als Dosia dies sah, fing sie, hinreichend gerächt, zu lachen an.

Die Regatten folgten einander und schlossen endlich zu allgemeiner Befriedigung. Sobald die kaiserliche Familie nach dem Schlosse zurückkehrte, bedeckte sich der See sofort mit Spazierfahrern. Die während des Sommers jedem zur Benutzung überlassenen Schiffe hatten mit einemmale Vorliebe zur Veranstaltung von Regatten erhalten, und ohne die ausgesuchte Höflichkeit dieser wohlerzogenen Welt hatte man Wettfahrten unternommen.

Die Prinzessin verschaffte sich für sich und ihre Gesellschaft das große Kanot, das ein Dutzend Personen aufzunehmen vermag; die jungen Leute ergriffen hie Ruder, die Prinzessin und Dosia ahmten ihnen nach, und die lustige Gesellschaft fuhr unter einer angenehmen Brise bald kreuz und quer über die leicht gekräuselten Wellen.

„Mein Gott, Peter, wie schlecht ruderst du!“ rief Dosia ungeduldig.

Als sie bemerkte, daß sie, treu ihrer Gewohnheit von Kindheit an, ihren Cousin geduzt hatte, geriet sie leicht in Verlegenheit.

„Wie schlecht rudern Sie doch, mein Vetter,“ wiederholte sie in tiefer Altstimme mit einem Ernste, der allen Zuhörern Lachen entlockte.

„Sehr teuere und sehr geehrte Cousine,“ versetzte Peter, „nicht jeder hat gleich Ihnen eben so glänzende wie natürliche Anlagen zu den für junge Burschen besonders geeigneten Übungen.“

Dosia blickte ihn ärgerlich an, brachte das Kanot durch einen kräftigen Ruderschlag wieder in die rechte Fahrt und erwiderte:

„Das ist auch wahr, ich hätte ein Bursche sein müssen! Wie belustigend wäre das gewesen! Wenn ich denke, man hätte mir alles befohlen, was man mir jetzt verbietet! Das ist doch gar nicht recht!“

Die Heiterkeit nahm immer mehr zu. Trotz eines heftigen Kopfwehes, welches er sich dadurch zugezogen, daß er auf dem See hatte in die Sonne blicken müssen, konnte sich selbst Plato eines Lächelns nicht erwehren. Dosia beugte sich über ihr Ruder und ließ den Nachen so schnell über den Wasserspiegel fliegen, daß sich ihre Mitarbeiter tüchtig anstrengen mußten.

„Halt!“ rief sie nach einem Augenblicke.

Und die Ruderer ließen ihre Ruder ruhen. Das Schauspiel, das sie umgab, war wirklich einzig schön. Der sandige Weg, der um den See herumführt, wimmelte buchstäblich von Spaziergängern. Alle Bänke waren besetzt. Die verschiedensten Toiletten, die sanftesten wie die glänzendsten Farbentöne traten auf dem schon von den ersten Angriffen des Herbstes leicht berührten Grün hervor. Die Luft war unglaublich rein, und doch ließ sich die Melancholie des ersten Nebels unter der Heiterkeit dieses sonnigen Tages empfinden.

Aber wenn die Prinzessin und ihr Bruder einen Blick austauschten, in dem sich dieser Gedanke bei beiden ausdrückte, so stand Dosia noch nicht in dem Alter, wo man an den Herbst denkt, nicht einmal wenn derselbe schon nah herangerückt ist. Sie betrachtete das Ufer, das türkische Bad, an dem das Kanot in der einmal erlangten Richtung langsam vorüberglitt, die bengalischen Rosensträucher, die kleinen Wasserfälle, die den See speisen, die niedliche Marmorbrücke, die sich mit ihrer blaßroten Säulenhalle und ihren durchbrochenen Balustraden über die Jämmerlichkeiten dieser Welt erhebt, kurz all dieses zugleich Anmutige, Harmonische und des Großartigen nicht Entbehrende, das Tsarskoe-Selo charakterisiert; — sie beobachtete die elegante und vornehme Menge, die ausgetauschten Grüße, die Zeichen der Freundschaft, das Stehenbleiben zu einer kurzen Unterhaltung, — und ihre verworrenen Eindrücke gaben sich in dem einen Satze zu erkennen:

„Ist das die Welt? O, wie reizend! Ich möchte wohl in sie eintreten!"

„Man muß erst im Hause gut erzogen werden, um in die Welt eintreten zu können," sagte Peter, der vor ihr saß, leise zu ihr.

Er machte sich auf eine derbe Antwort gefaßt; zu seinem äußersten Erstaunen stieß Dosia einen Seufzer aus — eher einen Seufzer des Bedauerns als der Zerknirschung, aber man muß nicht alles auf einmal verlangen, — und nahm, ohne zu antworten, ihr Ruder wieder zur Hand.

„Ist es wahr, Prinzessin," fragte plötzlich die junge Unbändige, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, „ist es wahr, daß ich so schlecht erzogen bin?"

Sie hatte, da die Prinzessin ihre Nachbarin war, nicht laut gesprochen und war deshalb nicht von allen verstanden worden. Sophie erwiderte ihr in demselben Tone:

„Nein, mein Kind, nicht so schlecht, wie Sie denken: ziemlich schlecht, allerdings."

„Das ist schade“ . . . seufzte Dosia. „Wird mir das aber hinderlich sein, mich in der Welt zu belustigen? Sie wissen doch, daß mich Mama diesen Winter vorstellt?“

„Das würde Ihnen sicherlich hinderlich sein, sich zu belustigen, wenn Sie sich nicht ändern müßten. Aber seien Sie unbesorgt, von jetzt in drei Monaten werden Sie weit . . .“

„—anständiger sein,“ half Peter ein und fing angestrengt zu rudern an.

Dosia beachtete diese neue Anzüglichkeit gar nicht, und ihr Vetter begann über diese ungewohnte Zurückhaltung unruhig zu werden, als man dem Ufer nahte.

Die Landung fand ohne Beschwerde statt. Zuerst ausgestiegen bot Plato den Damen die Hand an und ließ sie alle auf den Weg hinabspringen. Dosia allein war mit Murief hinten geblieben. Dieser zog nicht ohne Schwierigkeit ein Ruder aus dem Wasser, denn da er kein geborener Admiral war, hob er es im Lee in die Höhe, anstatt es von der Seite herauszuziehen.

„Können Sie schwimmen, mein Vetter?“ fragte sie ganz leise und hielt mit der linken Hand die Falten ihres Kleides zusammen.

„Ja, Cousine.“

„Nun, so schwimmen Sie denn!“ rief sie und sprang mit einem Satze aus dem Kanot, ohne die Hand, die ihr Plato reichte, zu berühren.

Mit der Geschwindigkeit einer Katze, die nach ihrem Schwanze hascht, drehte sie sich um und stieß das Kanot weit vom Ufer weg.

Peter war auf den Boden des gebrechlichen Fahrzeuges gerollt, und hätte er sich nicht instinktmäßig an der Bank festgeklammert, so wäre er über Bord gefallen. Ohne in Verlegenheit zu geraten, erhob er sich und sah sich nach den Rudern um, fand aber nur noch ein einziges; die anderen waren bereits dem diensthuenden Matrosen überreicht worden und lagen auf dem Landungsplatze.

Er kreuzte die Arme und betrachtete unbekümmert das Ufer.

„Ei," rief ihm Plato zu, „willst du die Nacht auf dem See zubringen? Verlangst du eine Mandoline?"

„Sende mir lieber ein Bugsierschiff," erwiderte ihm Peter, der als Zeichen des Übelstandes sein einziges Ruder in die Höhe hob.

Den Kopf auf die Seite gelegt, betrachtete Dosia ihr Werk mit einer augenscheinlichen Genugthuung. Die Prinzessin war ärgerlich, die andern lachten herzlich.

Plato blickte Dosia an und die immer tiefere Überzeugung durchdrang ihn, daß Peter nichts verheimlicht hatte, und daß dieses Kind nur ein Kind war.

„Unmöglich kann sie so mit einem Manne spielen, für den ihr Herz wirklich schlägt," sagte er sich, „das würde der letzte Grad von Unverschämtheit sein!"

Und eine wirkliche Genugthuung bemächtigte sich seiner, während er sein Kopfweh mehr und mehr zu lindern suchte. Je mehr seine Zweifel verschwanden, desto mehr nahm sein Leiden ab, und plötzlich fühlte er sich leicht wie eine Feder.

Es war kein Kahn verfügbar, um den einsamen Spazierfahrer heranzubugsieren, den ein fast unbemerkbarer Strom nach der Insel hinübertrieb, — einer unbewohnten leider! — als ihn endlich einer seiner Regimentskameraden auf einem Ruderboote erkannte.

„Bist du ein kühner Schiffer oder einfach ein herrenloses Gut?" fragte der neue Ankömmling.

„Noch schlimmer als bloß herrenloses Gut, mein Lieber. Führe mich nach dem Ufer zurück, es giebt eine Belohnung."

„Also wie für verlorene Hunde?" rief der muntere Offizier. „Da, nimm das Ende meines Taschentuches, ich bugsiere dich."

So arbeiteten sie sich denn nach dem Landungsplatze hin, nicht ohne eine Reihe falscher Manöver, über welche die Anwesenden laut lachten.

Als er den Boden berührte, grüßte Peter seine Cousine mit der ganzen Dankbarkeit, die ihr gebührte.

„Bah,“ sagte sie zu ihm und zuckte die Schultern, „was beweist das?“

„Ich frage mich in der That, was das beweist,“ versetzte Murief.

„Das beweist, daß Sie nicht wissen, wie Sie sich aus der Verlegenheit herausziehen sollen. Man wirft sich in das Wasser, man schwimmt mit einem Arme und bringt sein Schifflein zurück.“

„Großen Dank, Cousine! Für Sie mögen dergleichen Belustigungen gut sein! Ich habe kein Gefallen an erzwungenen Bädern,“ entgegnete der junge Mann, über diese Geringschätzung gereizt.

„Schließt Frieden, Kinder,“ sagte die Prinzessin. „Muß man denn immer auf dem Sprunge stehen, euch zu versöhnen?“

„Uns zu versöhnen!“ rief Dosia. „Das ist unmöglich. Seit Geburt stehen wir miteinander auf dem Kriegsfuße. Nie haben wir uns verständigen können.“

Ein Blitz von Bosheit stahl sich aus Peters Augen versteckt zu denen seiner Cousine herüber, die plötzlich errötete und sich mit der Redlichkeit ihrer der Lüge feindseligen Natur hinzuzufügen beeilte:

„Wir uns auf lange verständigen!“

Und Plato fühlte, wie sein Kopfweh mit neuer Heftigkeit wiederkehrte.

13.

Die Mahlzeit war schon seit einer Stunde vorüber, und die Unterhaltung wurde schläfrig; die Prinzessin schlug vor, nach dem Parke zurückzukehren, und ihr Anerbieten wurde eifrig angenommen. Die Damen, die aus Petersburg zum Besuch gekommen, waren auf der Eisenbahn zurückgekehrt, und die vier auf ihre eigenen Kräfte ange-

wiesenen Spaziergänger begaben sich nach den großen Lindenbäumen, die im Juli so schön riechen, und deren Schatten an den Sommerabenden so angenehm ist.

Plato wanderte an Dosias Seite voran; diese fand stets Mittel, sich von ihrem Vetter, den sie für den Augenblick gründlich verabscheute, so fern wie möglich zu halten.

„Wie gefällt es Ihnen in unserem Tsarskoe, Fräulein Theodosia?" fragte der junge Kapitän.

„Reizend," versetzte das junge Mädchen; „wenn Sie aber nicht wollen, daß ich meine Ansicht ändere, so nennen Sie mich nicht Theodosia. Es ist nicht meine Schuld, wenn ich diesen garstigen Namen bei der Taufe erhalten habe, und ich sehe nicht ein, weshalb ich für eine Schuld, die ich nicht begangen, bestraft werden soll."

„Es ist kein garstiger Name," erwiderte Plato artig.

„Es ist ein Kammerfrauenname. Kurz, ich kann ihn nicht ausstehen. Reden Sie mich Dosia an."

„Nun gut, Fräulein Dosia; gefällt es Ihnen hier?"

Die junge Emancipierte stockte einen Augenblick.

„Ja . . . nein," entgegnete sie endlich; — „entschieden nein: es giebt hier nicht genügend Freiheit."

„Und dann wollen Sie in die Welt eintreten? Da ist es noch weit schlimmer!"

„Meinen Sie? Dann kann man sich doch wohl schadlos halten?"

„Sehr wenig! Sie werden sich selbst davon überzeugen. Übrigens ist es Unrecht von mir, Ihnen im voraus meine Illusionen zu rauben. Wann der Augenblick gekommen ist, werden Sie sie schnell genug verlieren."

„Das sagte mir auch meine englische Gouvernante . . . Sie wissen doch, daß ich eine englische Gouvernante gehabt habe?"

„Ich wußte es nicht. Was sagte Ihnen dieses Fräulein?"

„Ach, meine liebe Miß Bucky! Nie habe ich etwas Komischeres gesehen! Denken Sie sich, Herr Plato, eine lange,

dürre, eckige Stange mit neuen Kleidern, die, stets alt aussahen, mit Haaren, die sie in künstlichen Locken hinabwallen ließ, und die sich augenblicklich verwirrten, mit langen roten Ohren und langen Ohrbommeln von Lava, — und mit langen, weißen Zähnen, noch weit länger als ihre Ohrbommeln waren. Meine liebe Miß Bucky, wie habe ich sie doch verehrt!"

„Lange?"

„Zwei Sommer lang. Mama nahm sie immer für den Sommer. Wissen Sie, sie sollte uns das Englische zur Konversation lehren; aber da sie die fixe Idee hatte, französisch zu lernen, anstatt uns englisch zu lehren, so habe ich ihr die Sprache der Diplomaten beigebracht."

„Hat sie wenigstens Fortschritte gemacht?"

„Ungeheuere," entgegnete Dosia mit reizendem Lachen.

„Was haben Sie ihr besonders beigebracht?"

„Lieder, die mir meine französische Gouvernante zurückgelassen hatte: der Petit Chaperon rouge, Maître Corbeau und der Petit Oiseau. — Aber ich hatte die Melodien vertauscht. Sie sang den Petit Oiseau mit gen Himmel geschlagenen Augen und einem sentimentalen Ausdrucke nach der Melodie des Maître Corbeau . . . O, es war köstlich!"

Dosia ließ das kleine halberstickte Lachen hören, das bei ihr das Zeichen einer närrischen Freude war.

„Ich sehe wohl, was Miß Bucky bei Ihnen gelernt hat," sagte Plato lächelnd, „aber mir ist unklar, was sie Sie gelehrt hat."

„O," versetzte Dosia, ernst geworden, „sehr Vielerlei! Die Ballade des Sir Robin Gray; die Kunst, Landschaften mit einem weichen Stifte und eine gewischte Zeichnung zu machen . . ., Sie wissen ja? man bepinselt das ganze Papier und dann nimmt man die Kreide mit Brotkrume fort. Es giebt nichts Komischeres."

„Und dann?"

„Und dann die Moral und die Philosophie und die englischen Synonyme. Das wäre es!"

„Das ist schon etwas," meinte Plato, während er sich bemühte, seinen Ernst zu bewahren. „Und was verdanken Sie Ihrer französischen Gouvernante?"

„Diese," erzählte Dosia und schüttelte den Kopf mit wichtiger Miene, „war eine Revolutionärin. Sie unterrichtete mich in der Geschichte, in Filetarbeiten — aber Stickereien auf Canevas mache ich lieber, das ist lustiger, — und lehrte mich Victor Hugos Verse sowie die unsterblichen Grundsätze des Jahres 89. Das begriff ich sofort. Wir lasen die Girondisten. Ich weinte. Es war herrlich. Ich träumte nur von der Göttin der Freiheit, von roter Mütze und Revolution. — Sie verstand auch sehr gut mit Eingemachtem umzugehen und hatte im Stärken der feinen Wäsche keines Gleichen. Aber ich habe sie nicht sehr lange gehabt; Mama behauptete, sie machte mich störrig."

„Inwiefern?"

„Sie können es sich ja vorstellen: natürlich that ich nach unseren Grundsätzen, sobald mir Mama etwas verbot, ohne mir den Grund anzugeben, gerade das Verbotene; von da her allerlei Stürme."

„Und was sagte dann die Gouvernante?"

„Sie sagte zu mir, ich müßte der Mama gehorchen, Kinder seien ihren Eltern und Lehrern unbeschränkte Unterwürfigkeit schuldig, und wenn ich mich ihr widersetzte, so bestrafte sie mich. Darauf habe ich mir gesagt, es gäbe augenscheinlich solche Grundsätze und andere Grundsätze, die einen seien für die Erzieher gut und die anderen für die Erzogenen, und da habe ich gedacht, es würde für mich weit angenehmer sein, wenn ich mich unter die Erzieher rechnete."

„Vollkommen wahr," schloß Plato.

„Auch bin ich seit jener Zeit keine Freundin von Theorien mehr. Auf dem Papiere nehmen sie sich ganz gut aus,

hat man aber eine störrische Schülerin, so reichen keine unsterbliche Grundsätze mehr aus, man bestraft sie ganz einfach."

„Bravo!" bemerkte Plato; „das ist eine praktische Schlußfolgerung. Haben Sie Ihre Revolutionärin lange Zeit gehabt?"

„Zwei Jahre, und ich habe sie mir sehr zurückgesehnt. Es war doch die beste unserer Gouvernanten. Als ihr ihre Theorien erst aus dem Kopfe gegangen, war sie so gut! Ich glaube, sie war ein wenig . . ."

Dosia klopfte mit der Spitze ihres Zeigefingers flüchtig gegen ihre niedliche Stirn und nahm eine wichtige Miene an.

„Aber," fuhr sie lebhaft fort, „sie war eine bewunderungswürdige Person! Sie war ein edelmütiges Herz und besaß eine grenzenlose Barmherzigkeit; alles, was sie hatte, schenkte sie unseren armen Bauern, die weder ihre Landsleute waren noch ihre Grundsätze teilten. Ich liebte sie weit mehr als die deutsche Gouvernante, die ihr folgte."

Plato belustigte sich sehr über dieses Geschwätz; er drehte sich um; hinter ihm schritten seine Schwester und Peter in gleichmäßigem, ziemlich schnellem Schritte und plauderten lebhaft. Er trat wieder an Dosias Seite, die sehr nachdenkend war.

„Woran dachten Sie?" fragte er leise.

„Ich dachte an meine deutsche Gouvernante. Ach, wie drollig war sie doch! Anstatt der Zähne, die ihr in ihrem großen Munde fehlten, hatte sie ihn ganz voll schöner Gedanken. Wallenstein, die Räuber, ich habe genossen das irdische Glück, alles kam daraus zum Vorschein. Sie ließ mich vierhändig Schumann spielen, was mich schrecklich langweilte; und als es später darauf ankam, sich mit Mama zu berechnen, zeigte sie sich so interessiert wie ein alter Jude. Das hat mich von der Vergißmeinnichtsuppe zurückgebracht!"

„Was für eine Suppe bezeichnen Sie mit diesem Namen?" fragte Plato ein wenig überrascht.

„Wie, das wissen Sie nicht? Man sieht, daß Sie keine deutsche Gouvernante gehabt haben!“ versetzte Dosia mit einem kleinen Gelächter. „Die schönen Worte, die schönen Gedanken, — die großen, die aus dem Herzen kommen,“ fuhr sie mit einem Augenblinzeln voll unaussprechlichen Scherzes fort, — „Äther und Sterne und die Engel, die die Seelen forttragen, die Enttäuschungen und die Bezauberungen, das Ideal der Pflicht, die Uneigennützigkeit der Güter dieser Welt, die Verleugnung des Ich und das Wiedersehen in einem besseren Leben, und der Lotus an den Ufern des Ganges . . . o weh, o weh!“

Dosia beschloß diesen Wörterschatz mit einem Seufzer und fügte ruhig hinzu:

„Das alles ist die Vergißmeinnichtsuppe.“

„Ich verstehe!“ sagte Plato. „Sie besitzen eine Klarheit der Beredsamkeit, die dem Irrtum gar keinen Raum läßt.“

„Die beste von allen,“ fuhr sie fort, „ist meine russische Gouvernante gewesen; aber ich hatte sie nur drei Tage. Sie trug kurze Haare, hatte eine blaue Brille und war Nihilistin. Als Mama auf dem Arbeitstische ‚Kraft und Materie‘ liegen sah, — Sie wissen ja — da sagte sie mit matter Stimme ganz leise zu ihr:

„Fräulein, Sie können Ihre Koffer packen.“

„Und die blaue Brille verschwand für immer von unserem Horizonte.“

„Sie haben, wie ich sehe, eine ziemlich verschiedene Erziehung gehabt,“ sagte Plato nicht ohne einiges Mitleid mit diesem lebhaften und so schlecht gepflegten Geiste.

„Ja, . . . aber das ist mir nicht nachteilig gewesen; ich habe die Dinge beurteilen gelernt.“

Dieser Gedanke schien dem jungen Kapitän so seltsam, daß er, in ein närrisches Gelächter ausbrechend, Halt machte und auf eine Bank niedersank. Wenig dadurch geschmeichelt, legte Dosia ihre beiden niedlichen Händchen auf den Rücken und neigte den Kopf ein wenig auf die Seite, um aus

den Zügen ihres allzu heiteren Kavaliers seine Gedanken herauszulesen.

Peter und Sophie traten augenblicklich heran, bereit die Heiterkeit des jungen Mannes zu teilen. Murief bedurfte keine Erklärung. Die Stellung seiner Cousine schien ihm beredt genug.

„Dosia hat eine Dummheit gesagt!“ erklärte er mit entzückter Miene. „Habe ich es doch seit heute Morgen gar nicht anders erwartet.“

Dosias Antwort erfolgte wie ein Pistolenschuß.

„Auf die deinigen braucht man nicht so lange zu warten!“

„Bravo!“ rief Plato, als er nicht ohne Mühe seinen Ernst wiedergewonnen hatte. „Du bist getroffen, Peter.“

Ernst und mit dem Hute in der Hand verbeugte sich dieser.

„Ich habe meinen Meister gefunden,“ sagte er zu Dosia. „Sehr geehrte Cousine, beim Schwinden dieses Tages senke ich die Waffen vor Ihnen. Meine Kraft ist erschöpft. Seit Mittag haben Sie mir zu arg mitgespielt . . .“

„Gut, gut!“ erwiderte Dosia und erhob den Kopf mit der Miene einer Königin. „Sie haben sehr recht: dieses Benehmen verrät bei meinem Vetter eine heilsame Furcht, die der Weisheit Anfang ist.“

Sie befanden sich am Ufer des Sees, nicht weit von der Stelle, von der aus sie die Regatten mit angesehen hatten, unter einem bedeckten Raume. Der Mond war aufgegangen und leuchtete mit einem so hell glänzenden Lichte, daß er bei dem weißen Boden den Augen wehe that.

„Was für ein schöner Abend!“ sagte die Prinzessin leise und setzte sich an die Seite ihres Bruders.

„Ein für Verliebte wie bestellter Abend!“ entgegnete Plato. „Unwürdig wie wir sind, sollten wir andere Profanen ruhig zu Hause bleiben.“

Sein Auge glitt nach Dosia hinüber und spähete nach der Wirkung dieser Worte. Aber die Nase in der Luft, studierte die Kleine ernst die Flecke des Königs der Nächte.

„Wo ist die Zeit hin,“ seufzte sie, „wo ich an einen Mann im Monde glaubte? Es war die schöne Zeit.“

„Welches Alter konnten Sie damals haben?“

„Neun Jahre.“

Die Gesellschaft begann zu lachen; aber Dosia war nicht in der Laune, sich an diesem Tage aufbringen zu lassen.

„Ja,“ fuhr sie fort, „es war die Zeit, wo mich mein Vater auf seinem schönen Negro, den er von dem Kaukasus hatte kommen lassen, reiten lehrte. Das Pferd hatte einer georgischen Prinzessin gehört und hob ein auf die Erde geworfenes Taschentuch in die Höhe, ohne seinen Galopp zu unterbrechen. Das schöne und gute Tier! Nie bin ich so glücklich gewesen. Eines Abends ritten wir beide, Papa und ich, spazieren und blickten in den Mond. Papa erzählte mir, es gäbe eine Thür darin, und von Zeit zu Zeit öffnete sie der Mann im Monde, um zu sehen, was wir thäten. Mein Gott, wie oft bin ich, wenn ich in unseren Alleen umherirrte, auf alle vier gefallen, weil ich in die Luft geschaut hatte!“

„Was andere wie Sie gethan haben!“ versetzte Plato mit leiser Stimme, fast wie für sich allein.

Dosia betrachtete ihn; ihr kindliches Gesicht änderte seinen Ausdruck, und plötzlich antwortete sie mit ernsterer Stimme:

„Es ist schön, wenn man hinfällt, weil man zu lange nach dem Himmel geblickt hat.“

Überrascht schlug Plato die Augen seinerseits auf; Dosias ernstes und sanftes Gesicht schien ihm wie verklärt.

„Glauben Sie es?“ fragte er, ohne die Stimme zu erheben.

Seine Schwester erklärte Murief den sehr zusammengesetzten Mechanismus einer für die Feldarbeiten bestimmten selbstbeweglichen Dreschmaschine.

„Mein Vater sagte es mir, und an das, was mein Vater mir sagte, habe ich stets blindlings geglaubt. Hun-

dertmal hat er mir gesagt: ‚Laß dich durch Hindernisse nie entmutigen. Bleibe nie bei einem kleinlichen Gedanken stehen; hebe die Augen stets höher . . .‘“

„Ihr Vater war ein Ehrenmann,“ erklärte Plato.

Leise legte Dosia ihre Hand auf die des jungen Mannes und drückte sie stark, als wollte sie ihm danksagen.

Einen Augenblick blieben sie in Schweigen versenkt.

„Von meinem Vater rede ich sehr selten,“ fuhr Dosia sehr leise fort. „Im Hause wage ich es nicht, meine Mutter fängt zu weinen an . . . meine Schwestern kümmern sich nicht um ihn . . . Ich war seine Benjamine.“

„Wir wollen, so oft Sie wünschen, von ihm reden,“ versetzte Plato. „Ich werde glücklich sein, genau einen Mann aus der Spur kennen zu lernen, die er in der Erinnerung seiner Lieblingstochter zurückgelassen hat.“

Sie vertieften sich in die Erinnerungen Dosias.

Während dieser Zeit war Peter der glücklichste der Menschen. Neben der Prinzessin sitzend, hörte er sie die Maschinen ihrer Landwirtschaft beschreiben, und die Zahl der Schrauben und eisernen Bolzen nahm für ihn eine außerordentliche Wichtigkeit an.

Für diese schönen Schrauben und diese glückseligen Bolzen, welche die sinnreichen Stücke dieser herrlichen Maschinen zusammenhielten, war er von Bewunderung durchdrungen. Er fühlte sich vor Zärtlichkeit bei dem Gedanken zerschmelzen, daß diese Hauptwerke der Industrie das schätzenswerte Glück hatten, unter den Augen der Prinzessin zu wirken, sobald sie ihre Güter besuchte; und der plötzliche Gedanke, daß sie vielleicht bald eine dieser Besuchsreisen antreten dürfte, ließ ihn erstarren.

„Verreisen Sie bald?“ fragte er plötzlich mitten in der Beschreibung eines ausgezeichneten Ventilationssystems.

„In fünf Tagen. Ich werde Ihre Cousine ihrer Mutter zurückbringen, und von dort gedenke ich auf mein Gut zu übersiedeln.“

„Auf lange?“ fragte Peter bestürzt.

„Auf einen Monat.“

„Auf einen Monat! Mein Gott, was soll ich während dieser ganzen Zeit anfangen?“

„Was thaten Sie denn sonst während der heißen Zeit?“ fragte die Prinzessin mit einem freundlichen Spotte.

„In der Zeit, wo ich Sie nicht kannte,“ erwiderte Peter, „war ich zu nichts gut.“

„Ich werde Ihnen Bücher dalassen . . .“

Um diese Worte zu sagen, hatte die Prinzessin ihre Stimme unmerklich gesenkt . . . Schweigen herrschte einen Augenblick auf der Bank.

„Es ist spät!“ rief mit einemmale die Prinzessin. „Auf, meine Herren, es ist Zeit zurückzukehren.“

Die jungen Männer begleiteten die Damen bis zu Sophiens Wohnung. Heiter trank man eine Tasse Thee und trennte sich darauf.

„Plato,“ sagte plötzlich Murief, während sie nach der Kaserne zurückritten, „deine Schwester ist bewunderungswürdig. Nie habe ich eine ähnliche Frau gesehen, so verständig, so praktisch und so gut.“

„Es giebt nur eine in der Welt,“ versetzte Plato lächelnd, „wie es nur eine Dosia Zaptine giebt. Allein meine Schwester hat keinen Propheten, sie hat nur Anbeter.“

Peter senkte den Kopf, als hätte er einen Verweis erhalten, und sagte nichts mehr.

14.

Einige Tage später setzte der Wagen der Prinzessin die beiden reisenden Damen auf jenem berühmten Perron ab, zu dem Peter die Cousine Dosia ihrer erstaunten Familie zurückgebracht hatte.

Diesmal vollkommen ruhig, empfing dieselbe Familie sie freundlich, und fünf Minuten später saß die Prinzessin Sophie vor einer Tasse Thee.

„Hat sie Ihnen viel Unheil angerichtet?“ fragte schüchtern die gute Frau Zaptine, ohne ihre Tochter erst näher zu bezeichnen.

In einer untadelhaften Haltung kostete diese den mütterlichen Thee mit einer sichtlichen Genugthuung.

„Aber, liebe Madame, sie hat mir gar kein Unheil angerichtet,“ erwiderte Sophie.

Eine Röte der Freude bedeckte Dosias Gesicht, doch beobachtete sie Schweigen.

„Ist es möglich?“ seufzte Frau Zaptine, „hier haben wir unaufhörlich darunter zu leiden.“

Von neuem wurden die Wangen der jungen Unbändigen mit Rot überzogen, und die Zufriedenheit verschwand aus ihren Augen.

„Mir scheint,“ erklärte die Prinzessin freundlich, „das bei ihr in Anwendung gebrachte Erziehungssystem für sie nicht ganz passend gewesen zu sein.

Frau Zaptine hob Augen und Hände zum Himmel.

„Ich habe kein System zur Anwendung gebracht,“ sagte sie schmerzlich. „Ich habe mir nichts vorzuwerfen.“

„Ganz recht,“ entgegnete Sophie, ohne zu lachen; „ich meine, daß ein wohl geordnetes, ihrem Charakter und ihren Fähigkeiten entsprechendes System . . .“

„Mein Mann hatte einen Abscheu vor Systemen,“ warf Frau Zaptine ein und führte ihr Taschentuch vor die Augen. „Er hat die Erziehung dieses unglückseligen Kindes angefangen . . . Weshalb ist er nicht am Leben geblieben, um sein Werk zu vollenden?“

Die Prinzessin sah ein, daß dieses Ohr unzugänglich war. Dosia machte keine zufriedene Miene; Sophie entschloß sich starke Mittel anzuwenden.

„Morgen reise ich ab,“ sagte sie; „man behauptet, die Nacht bringe Rat: liebe Madame, überlegen Sie also diese Nacht den Vorschlag, den ich Ihnen machen will, und geben Sie mir morgen früh darauf Antwort. Wollen Sie mir

Dosia für diesen Winter anvertrauen? Ich übernehme es, für sie bis zu dem Augenblicke zu sorgen, wo Sie wie gewöhnlich nach Petersburg kommen, um dort drei Monate zuzubringen. Alsdann stellen Sie sie in der Welt vor ..."

Dosia sprang ungestüm von ihrem Stuhle auf, nicht ohne ihn auf die Erde zu werfen, und stürzte sich der Prinzessin um den Hals, während sich eine Flut von Sahnenthee über den Tisch um die umgestürzte Tasse ergoß.

Alle Schwestern stießen einen Schrei des Entsetzens aus.

„Sie sehen, Prinzessin," stöhnte Frau Zaptine jämmerlich.

Sophie konnte sich des Lächelns nicht erwehren.

„Das ist eine kleine Ungeschicklichkeit," sagte sie, während sie Dosia bei sich zurückbehielt und an ihrer Seite Platz nehmen ließ. Dies alles wollen wir ändern. Ich kann nicht den Anspruch erheben, eine erfahrene Familienmutter zu ersetzen ..."

„Ich ebensowenig," murmelte Frau Zaptine.

„Aber," fuhr die Prinzessin fort, „ich bin überzeugt, daß Dosia, wenn Sie sie mir gern anvertrauen wollen, vollendet werden wird. Sechs Tage hat sie bei mir zugebracht, und nichts hat sie zerbrochen, nichts umgeworfen."

„Sie atmet nur die Luft unseres Hauses aus," sagte heftig eine ältere Schwester.

Dosia war die Schönheit der Familie, was den Stamm der heiratsfähigen Mädchen nicht mit Liebe zu ihr erfüllte. Sie wollte etwas erwidern: die Prinzessin, ihre gute Freundin, legte einen Finger auf die Lippen und blickte sie an. Dosia lächelte und schwieg, — was sie nicht hinderte, ihren Schwestern, sobald die Prinzessin die Augen abgewendet hatte, ein klein wenig die Zungenspitze herauszustrecken.

Frau Zaptine brachte eine Nacht schlaflos zu. Die Aussicht, Dosia vollendet zu sehen, war sehr verführerisch, aber dem Zartgefühl der guten Dame widerstand es, der Prinzessin eine Arbeit zuzumuten, die ihr härter als jede Frohnde vorkam.

Am Morgen sprach sie sich dann mit Sophie darüber aus; diese beruhigte jedoch ihre Bedenklichkeiten und versprach ihr, Dosia bei dem ersten mutwilligen Streiche zurückzuschicken.

Nachdem dieser große Erfolg erzielt war, mußte die Prinzessin noch mit Dosia unterhandeln. Sie bemühte sich, ihr im Hinblick auf ihre Schwestern einen Geist der Einträchtigkeit und der Nächstenliebe einzuprägen, machte indessen bald Halt und beschränkte sich darauf, von Dosia ihr Ehrenwort zu verlangen, daß sie nicht anfangen wollte. Die junge Unbändige versprach es und hielt Wort, aber nicht ohne Mühe.

15.

Der Herbst war gekommen; trotz der Anstrengungen der Gärtner bedeckten die welken und von den Oktoberwinden zerstreuten Blätter den See und färbten ihn an vielen Stellen gelb und rot; Tsarskoe-Selo war fast verödet; die Hofbeamten allein bewohnten noch nach wie vor ihre Holzhäuser, so freundlich im Sommer mit ihren grünen Säulenreihen an der Façade, so traurig, wenn der Winter kommt, diese Holzhäuser mit ihrem persischen Mobiliar, dessen bunte Blumen unter dem Nordwinde, der durch die schlecht geschlossenen Thüren dringt, vor Frost zu zittern scheinen.

Bei ihrer Rückkehr ließ die Prinzessin ihre Penaten wieder in Petersburg einkehren. Plato fand einen Augenblick, um sie zu besuchen, aber Murief wagte nicht seinen Freund zu begleiten. Die Freiheit, die Unthätigkeit des Sommerlebens hatten häufige Zusammenkünfte rechtfertigen können; würde aber in der Stadt die durch ihre weltlichen Beziehungen und Pflichten in Anspruch genommene Prinzessin wohl die Besuche des jungen Offiziers mit demselben Auge betrachten?

Als sich Peter unter der Lupe musterte, fand er sich häßlich, linkisch, dumm und unwissend und fragte sich, wie

eine so vornehme Dame als die Prinzessin Sophie seine Unterhaltung hatte ausstehen können.

Das Regiment bezog endlich wieder seine Winterkasernen, und nach achtundvierzigstündigem Schwanken überschritt Peter, nachdem er in den Schoß seiner Familie zurückgekehrt war, doch den Rubicon und begab sich an einem regnerischen Nachmittage zu der Prinzessin Sophie, um sie sicherer zu Hause anzutreffen.

Es hatte eben vier Uhr geschlagen. Schon auf der Treppe vernahm er, daß Klavier gespielt wurde. Ein wenig blaß und mit stark klopfendem Herzen langte er an. Die Prinzessin empfing, — er trat ein.

Im Hintergrunde des fast ganz dunklen Salons, da man sich den kürzesten Tagen des Jahres nahte, spielten zwei Damen vierhändig.

Das Klavier verstummte, die Prinzessin erhob sich und kam ihrem Besucher entgegen. Verwirrter, als es einem Kavallerieoffiziere ziemt, — und noch dazu bei der Garde! — beugte sich dieser über die schöne Hand, küßte sie mit einer unterdrückten Glut und saß gleich darauf neben seiner Wirtin vor einem kleinen ovalen Tische. Man brachte eine Lampe, deren dichter Schirm das Licht in einem engen Kreise auf dem Tische zusammenhielt.

Die am Klavier gebliebene Dame hatte sich nicht gerührt. Ihre Gegenwart verwirrte den jungen Mann; er wußte nicht, was er sagen oder nicht sagen konnte; zu viel verworrene Gedanken durchkreuzten sich in ihm; in dem Ozeane von Verlegenheiten, der auf ihn eindrang, schwamm das Bedürfnis, den Augenschein zu retten, oben auf. Bunt durcheinander sprach er von der italienischen Oper, von dem Theater Michael, dem Fräulein Delaporte und der Frau Pasca, erklärte sich in einen Stern siebenter Größe verliebt, der seit acht Tagen am Himmel des Balletts erschienen war, und den er, in Parenthese gesagt, nicht einmal gesehen hatte.

Ein wenig lächelnd, die Hände ruhig auf ihren Schoß übereinandergelegt, den Kopf leicht vornübergebeugt, hörte die Prinzessin ihn wohlwollend an, suchte ihn, wenn er nicht mehr weiter zu können schien, durch Fragen wieder auf den rechten Weg zu bringen, und, o Demütigung! sah gar nicht so aus, als glaubte sie von allem, was er sagte, auch nur ein einziges Wort.

Ein Schweigen trat ein. Peter stand am Ende seiner Hilfsmittel. Die hinter ihm am Klavier sitzende Dame, die sich nicht gerührt hatte, schien der verkörperte Vorwurf zu sein.

„Wirst du nicht bald deiner Wege gehen?“ fragte ihn diese mitleidslose Anwesenheit.

Bereit aufzubrechen, zog der unglückliche junge Mann seine Sporen wieder unter dem Stuhle hervor. Erst vor sechs und einer halben Minute war er eingetreten, zwanzig Albernheiten hatte er wenigstens gesagt, und er war sich dessen nur zu schrecklich klar bewußt.

Plötzlich schrillte unter dem festen Fingeranschlage der stummen Dame ein lauter Ton durch das Zimmer und gab der Schar der Kobolde, die auf Murief losdrangen, ein phantastisches A an.

Der junge Mann fuhr zusammen, ergriff seine weiße Mütze und machte eine Bewegung, als wenn er sich erheben wollte. Ihr Taschentuch vor dem Munde war die Prinzessin von einem schrecklichen Lachanfalle ergriffen: nie hatte Peter Ähnliches gesehen. Selbst halb närrisch und wie geistig geblendet, fragte er sich, ob denn er oder Sophie den Kopf verloren hätte.

Langsam erhob sich die Dame am Klavier, trat hinter dem jungen Offizier hervor und stellte sich unter dem Licht der Lampe ihm gegenüber auf. Die Prinzessin lachte noch immer und zwei durch ein unwiderstehliches Gelächter hervorgelockte Thränen rannen über ihre Wangen hinab.

„Dosia?“ rief Murief, völlig versteinert. „Ist es ein Traum!“

„Sagen Sie ein Traumbild, mein Vetter!

Ich flieh' ihn immer, und er folgt mir stets!

Im Deutschen," fuhr sie fort, „nennt man das schon mehr Alpdrücken, aber nicht in den Trauerspielen, weil das Wort nicht vornehm genug ist. Bedenken Sie nur, das ist ein ganz verrufenes, ganz plebejisches Wort."

Ganz verdutzt, nickte Peter nur bestätigend.

„Und Sie sind hier?" fragte er und suchte wieder ein wenig Fassung zu gewinnen.

„Davon können Sie sich ja überzeugen, mein lieber Vetter."

Die Prinzessin hatte schon wieder ein wenig Kaltblütigkeit erlangt, aber diese Antwort warf sie von neuem auf ihr Sopha zurück. Sie lachte unter Thränen und machte gar keinen Versuch mehr, sich zu beherrschen.

„Auf längere Zeit?"

„Auf den ganzen Winter, mein Vetter, Ihnen gefälligst zu dienen!" erwiderte Dosia ernst und machte auf bäuerische Weise einen Knix.

„Ich, ich wünsche Ihnen dazu Glück; ich bin darüber entzückt," stotterte Peter und verneigte sich.

„Das ist nicht wahr," entgegnete Dosia und schüttelte sententiös den Kopf und den Zeigefinger ihrer rechten Hand; „aber es ist immer gut zu sprechen. Ich entschuldige Ihre Lüge im Hinblick auf Ihre gute Absicht."

Und sie setzte sich ihm gegenüber.

„Nehmen Sie wieder Platz, Herr Murief," sagte die Prinzessin, die endlich zu sprechen vermochte. „Diese Kleine darf sich nicht rühmen dürfen, daß sie Sie außer Fassung gebracht hat."

Wirklich trat Peter den Rückzug an; auf die Einladung der Prinzessin setzte er sich wieder und begann von neuem Dummheiten zu sagen, aber diesmal vollständig ohne Überzeugung. Nach zwanzig Worten hielt er bestürzt und ganz kläglich an.

„Sie kommen ganz unbestreitbar in Verwirrung, mein Vetter," sagte Dosia in bescheidenem Tone. „Ich schreibe diesen Umstand der rasenden Freude zu, die Ihnen meine unerwartete Gegenwart verursacht, und ich ziehe mich zurück."

Sie hatte sich erhoben.

„Bemerken Sie gefälligst," fügte sie hinzu, „daß ich ein äußerst klassisches Französisch spreche, daß jedes Eigenschaftswort von seinem Hauptwort begleitet ist und umgekehrt. Der Prinzessin Sophie verdanke ich diese glückliche Änderung. Möge diese wohlthätige Fee durch Berührung mit ihrem Zauberstabe Ihre grammatischen Ideen — und noch einige andere, — die es mir dringend nötig zu haben scheinen, wieder ein wenig in Ordnung bringen."

Sie ging hinaus, nicht eilend, sondern mit der geräuschlosen Schnelligkeit einer Fee über den Fußboden gleitend. Peter folgte ihr mit den Augen, versicherte sich, daß sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, und stieß einen Seufzer aus.

„Kummer?" fragte ihn die Prinzessin leise mit ein wenig Spott.

„Erleichterung!" versetzte der junge Mann lebhaft. „Sie bringt eine sehr sonderbare Wirkung auf mich hervor: so lange sie da ist, komme ich mir immer wie eine Scheibe vor, auf welche die ganze Gesellschaft zu zielen bereit ist."

„Darin liegt wohl ein wenig Wahres," meinte die Prinzessin lächelnd. „Aber weshalb necken Sie sie denn?"

„Ach, Prinzessin, diesmal nehme ich Sie zur Zeugin, daß nicht ich es war . . ."

Sophie lächelte mit einer Miene so voller Güte, voller mütterlicher Zärtlichkeit, daß Peter, geblendet, sie länger anblickte, als es sich ziemte. Sie schien davon nicht verletzt.

„Lassen Sie uns jetzt plaudern," begann sie. „Alles, was Sie mir bisher gesagt haben, rechnet nicht mit. Stellen Sie sich vor, Sie wären jetzt eben erst eingetreten. Haben Sie meine Bücher gelesen?"

Peter blieb noch eine halbe Stunde bei der Prinzessin und fand Mittel, alle Dummheiten, die er vorher zum Besten gegeben hatte, in Vergessenheit zu bringen.

Er hatte Talent, und das war nichts Geringes.

Als er am folgenden Tage seinen Freund Surof begegnete, hielt Peter Murief ihn beim Vorbeigehen fest.

„Verräter an der Freundschaft!" sagte er halb ernst, halb scherzend zu ihm, „weshalb hast du mir verheimlicht, daß Dosia bei deiner Schwester war?"

„Wir wollten dir das Vergnügen der Überraschung vorbehalten."

Peter schüttelte leise den Kopf.

„Hat dir das kein Vergnügen gemacht?" fragte Plato mit unschuldiger Miene.

„Du weißt, daß wir uns nicht leiden können."

„Ich wünschte dessen sicher zu sein," brummte der junge Weise.

Murief blickte ihn an, die Augen vor Erstaunen weit aufgerissen.

„Es ist also so wahr wie das Evangelium?" fragte Plato und bemühte sich zu lächeln.

„Vollkommen wahr!" erwiderte Peter feurig.

„Nun, desto besser! Ihr seid nicht für einander geschaffen!"

„O nein!" . . . seufzte Murief mit besänftigtem Tone, „und ich segne den Himmel alle Augenblicke meines Lebens dafür."

16.

Völlig bezaubert, besuchte Murief die Prinzessin fast alle Tage. Dosia belästigte ihn nicht mehr. Am häufigsten war er übrigens bei seinen Abendbesuchen von Plato begleitet, und die Kleine ließ ihrem Vetter nur flüchtige Bosheiten, wenn auch mit sicherer Hand geschleudert, zu teil werden.

Dosia bereitete Thee und warf nichts mehr um. Im Anfange kamen zwar noch einige Unfälle vor, aber nach vierzehn Tagen erfüllte sie ihre Geschäfte als erprobte Hausmutter. Das Butterbrot kostete ihr einige Schnittwunden in ihre niedlichen Fingerchen, nachher wurde sie jedoch auch in dieser Besorgung so geübt wie die geschickteste Haushälterin selbst.

Plato trug viel zur Demütigung der kleinen Unruhstifterin bei. Er zankte sie aus, und sie nahm seine Zurechtweisungen mit der Sanftmut einer Taube an.

Als er eines Abends mit ihr in dem Eßsaale allein war, kapitelte er sie mit einer Art geheimer Aufregung, die bisweilen über ihn kam, wenn Dosia stumm und unterwürfig seine Vorwürfe mit einer ruhigen Sammlung, mit einer gewissen inneren Freude anhörte, flüchtig ab; es schien ihm Lust zu machen, sie zu verletzen und wie einen unehrerbietigen Gassenbuben auszuschelten. Was konnte er denn eigentlich an ihrer Aufführung auszusetzen haben? Die Haltung der Sünderin war vollkommen vorwurfsfrei! Bei dem Anblicke dieses rosigen, fast lächelnden Gesichtes von einem geheimen Zorne erregt, sagte er ein wenig barsch:

„Ich sage dies nicht etwa, um Ihnen Freude zu bereiten."

Die junge Dame wandte ihr freundliches und leuchtendes Gesichtchen zu ihm hin und sagte mit einer außerordentlich harmonischen Stimme:

„Ich höre gern, wie Sie mich auszanken."

„Und deshalb machen Sie so viele . . ."

Plato hielt inne; er fühlte, daß er zu weit ginge, daß nichts seinen Angriff rechtfertigte.

„Nein . . . Ihre Scheltworte liefern mir nur den Beweis, daß Sie Interesse an mir nehmen," versetzte Dosia mit einer Aufrichtigkeit, die den harten Kritiker entwaffnete. „Seitdem ich meinen Vater verloren habe, liebt mich niemand genug, um mich auszuschelten . . . Die Prinzessin und Sie allein haben diesen Mut . . . Ich verstehe, was

Sie thun; o ja, ich verstehe es . . . und ich danke Ihnen dafür."

Sie brach in Thränen aus und vermochte ihren Satz nicht zu vollenden. Eine Bewegung in der ihn umgebenden Luft, ein Rauschen von Seide und das Rascheln des Vorhanges, der über die Thür zurückfiel, ließen Plato erraten, daß sie verschwunden war.

Der junge Rittmeister blieb verlegen zurück. Gewiß, er interessierte sich für sie! Ja, er liebte sie genug, um sie vollkommen zu wünschen, um sie zu bessern . . . er liebte sie genug, um sie von allen geliebt und geachtet zu wünschen!

Peter Muriefs Schatten erschien in der Thür; seine Gedanken richteten sich jetzt auf seinen Freund.

Die Prinzessin trat mit ihm zum Thee herein.

Dosia erschien fast augenblicklich wieder und nahm ihren Platz vor dem Theebrett mit den Tassen. Ihre Augen glänzten von einem sanften Feuer; eine leichte rosige Gesichtsfarbe, die auf den Wangen mehr hervortrat, verriet ihre erst vor kurzem stattgefundene Erregung.

Während des ganzen Abends überhäufte sie die Prinzessin mit Zuvorkommenheiten und Liebkosungen und vermied sogar nach der Seite, wo Plato saß, hinzublicken. Aber bis in die Tiefe seiner Seele empfand dieser solche Freundlichkeiten und Äußerungen dankbarer Zärtlichkeit, die sich bei dem Hindurchgang durch seine Schwester noch läuterten, bevor sie zu ihm gelangten . . . Und an diesem Abende war er gegen Murief förmlich unfreundlich.

„Was habe ich dir denn gethan?" fragte ihn dieser, als sie auf der Straße von einander schieden.

„Du langweilst mich mit deinen Fragen," erwiderte Plato. „Hat man nicht mehr das Recht, einmal schlechter Laune zu sein?"

Sofort indessen seinen wunderlichen Einfall bereuend, reichte er dem jungen Manne die Hand und sagte:

„Entschuldige mich; ich hatte wieder einmal den Sparren. Du weißt, ich lasse mich mitunter von meinen Launen fortreißen."

„Gut, gut!" erklärte der herrliche Bursche, „ich befürchtete, dich verletzt zu haben, ohne zu ahnen . . ."

„Nein, sei unbesorgt; hätte ich dir etwas vorzuwerfen . . ."

„Darauf verstehst du dich allerdings vortrefflich! Diese arme Dosia . . . bei deinen Strafreden fassest du sie wirklich nicht mit Handschuhen an!"

Plato wandte ihm den Rücken zu und eilte mit langen Schritten fort.

Murief wähnte, sein Freund würde immer mürrischer; da er jedoch einmal so war, so ließ sich nichts dagegen thun. Und er legte sich zu Bett.

17.

„Wir veranstalten ein prächtiges Schlittschuhfest nach englischem Vorbilde," sagte eines Abends Murief zu der Prinzessin. „Die kaiserliche Familie soll daran teilnehmen, es scheint sehr glänzend werden zu wollen; werden Sie nicht auch auf demselben erscheinen?"

Die Prinzessin lächelte.

„Auf Festzüge des Satans habe ich Verzicht geleistet . . ." sagte sie.

„Aber ich," rief Dosia auf dem Sopha im vollen Gegensatze gegen ihre gute Freundin und zog ihre Glieder mit katzenähnlicher Anmut zusammen, „ich habe auf nichts dergleichen verzichtet!"

„Im Gegenteile," murmelte ihr Vetter.

Sie drohte ihm, ohne ein Wort zu sagen, mit dem Finger. Er verneigte sich in Form einer stummen Entschuldigung, und sie fuhr fort:

„Nicht wahr, da ich auf nichts verzichtet habe, so kann ich doch auch nach allem trachten?"

Man lächelte um sie her; dies war ermutigend, und sie fügte hinzu:

„Und ich möchte nun Ihrem Feste gern beiwohnen, Sie Herren Anhänger des Schlittschuhsports. Was muß ich zu dem Zwecke thun?“

Langsam zog Peter aus seiner Tasche ein viereckiges Briefcouvert und hielt es seiner Cousine vor ihr niedliches Näschen.

„Gieb, gieb!“ rief Dosia.

Allein Peter hatte die Gewohnheit, sie zu necken, allzu sehr ausgebildet, um ihr ohne Widerrede nachzugeben. Er hob es deshalb so hoch über seinen Kopf, bis er es gegen ihre beweglichen Hände, die danach lüstern waren, für gesichert hielt . . . Dosia hüpfte auf einen Stuhl, entriß ihm das Papier und sprang wieder auf die Erde herab, ehe die Prinzessin oder selbst Plato, der immer gestrenge Sittenrichter, Zeit gehabt hatten aufzuschreien.

„An Fräulein Dosia Zaptine,“ las sie. „Wie hübsch sich das auf einem Couvert ausnimmt! Ich empfange gern Briefe, das ist spaßhaft. Ich möchte alle Tage einen erhalten.“

„Was müßte man Ihnen denn schreiben?“ fragte Peter in spöttischem Tone.

„Alles, was Sie wünschen, etwas von allem. Es ist nur um des Vergnügens willen meinen Namen auf dem Couverte zu lesen.“

„Ich rate dir,“ sagte die Prinzessin, „an dich selbst Billetts mit einem zusammengefalteten Blatt weißen Papieres zu richten.“

„O nein,“ versetzte Dosia, „dann wäre es nicht unvorhergesehen, und ich liebe gerade das Unvorhergesehene, selbst dann, wenn es keine Folgen hat.“

„Wie ich sehe, lieben Sie die Dinge ohne Folgen sehr,“ brummte Plato in seinen Bart.

Mit erst erstaunter, dann plötzlich ernst gewordener Miene

wandte sich Dosia langsam zu ihm hin und legte den Brief auf den Tisch, ohne ihn zu öffnen.

„Nun, kleine Neugier, was machen wir denn jetzt damit?“ fragte die Prinzessin sie gütig, indem sie das Verletzende, das in den Worten ihres Bruders lag, beschönigen wollte.

Mit immer noch gesenkten Augen nahm Dosia den Brief wieder, brach das Siegel auf und nahm eine kleine niedliche Einladungskarte auf den Namen des Fräuleins Dosia Zaptine heraus.

Man hatte sich auf einen Freudenausbruch gefaßt gemacht, und die Prinzessin raffte schon die Spitzen ihres Kleides zusammen, um sie dem stürmischen Freudenergusse ihrer jungen Freundin zu entziehen . . . Es war nichts. Das junge Mädchen las bis zu Ende, drehte die Karte um, um sich zu versichern, daß nichts auf der Rückseite geschrieben stände, und legte sie, ohne eine andere Erregung zu erkennen zu geben, wieder in das Couvert.

Die Prinzessin warf ihrem Bruder einen Blick zu, der sagen wollte: „Du hast ihr ihr Vergnügen verdorben.“ Plato fühlte den verdienten Tadel.

„Können Sie Schlittschuh laufen, Fräulein Dosia?“ fragte er mit einer ernsten und weichen Stimme, wie sie weder seine Schwester noch Peter bisher bei ihm gehört hatten.

Die junge Dame hob ihre traurigen Augen zu ihm empor.

Peter schnitt ihr das Wort ab.

„Sie läuft Schlittschuh wie eine echte Engländerin erster Qualität. Man sollte meinen, sie wäre dazu geboren.“

„Zuerst kommen Sie,“ entgegnete Dosia schnell; „Sie wissen ja davon nichts.“

„Ich bitte demütig um Verzeihung, meine Cousine, ich habe Sie vor zehn Jahren Schlittschuh laufen sehen.“

„O,“ versetzte Dosia und verzog ihr Gesicht, „das war damals, als ich sieben Jahre alt war, auf unserem Weiher; das kann noch nicht mitrechnen. Jetzt verstehe ich es besser.“

„Dann muß ich mich fragen," rief Peter und schnitt eine Grimasse, „was noch darüber hinausgehen kann! Laufen Sie denn noch immer auf den Füßen, oder haben Sie, um Ihre Vollkommenheit zu zeigen, sich die amerikanische Methode angeeignet und laufen Sie auf dem Kopfe?"

Dosia konnte selbst nicht mehr an sich halten, Plato lachte, und als die Prinzessin sah, wie sich die Harmonie wiederherstellte, bat sie ebenfalls um eine Einladungskarte, die schnell aus Muriefs Tasche hervorkam.

„Ich hatte nicht gewagt, mich einer Weigerung auszusetzen," erklärte er zu seiner Entschuldigung.

„Was für eine Vorsicht!" versetzte Plato ruhig; „du bist gar nicht wiederzuerkennen, mein Freund; solltest du etwa krank sein?"

Der Verabredung gemäß wollten sich die vier Freunde gemeinschaftlich zu dem nächtlichen Feste begeben, und die Damen ließen sich gleiche Kleider von violettem Sammet machen, damit sie ihrem Range entsprechend in diesem Festkreise erschienen.

18.

An dem bestimmten Tage — es war mitten im Januar, — befragten viele Paare hübscher Augen den Thermometer von Mittag bis zum Abend. Dieses garstige Thermometer wollte gar nicht steigen: unbarmherzig zeigte es vierzehn Grad Reaumur, und für ein Fest in freier Luft war es immerhin eine etwas zu strenge Temperatur. Die Mamas hatten den ganzen Tag über erklärt, man würde nicht hingehen, es wäre ja eine reine Thorheit, sich wegen eines zweistündigen Vergnügens eine Hals- oder Brustentzündung zuziehen zu wollen. Mehr als ein bejahrter und etwas kahlköpfiger General, der Vater niedlicher, nach der neuesten Mode gekleideter Mädchen, hatte seiner jungen Frau den bestimmten Befehl erteilt, zu Hause zu bleiben.

„Wenn man Familienmutter ist, muß man sich einer solchen Gefahr nicht ohne Not aussetzen.“

Gegen neun Uhr des Abends setzte jedoch, trotzdem das Thermometer noch um zwei Grad gesunken war, ein feierlicher Aufzug von Wagen und Schlitten eine dichte Menge junger Mädchen und junger Frauen in Begleitung der spröden Mamas und der bejahrten Generäle auf dem englischen Kai ab; und — o Wunder! — weder die Mamas noch die Generäle sahen so aus, als hätten sie nur der Gewalt nachgegeben: die Gesichter lächelten, die Mienen waren freundlich.

Der Grund lag darin, daß die kaiserliche Familie diesem Feste beiwohnen sollte; nun war es nicht mehr kalt; viel würde nicht gefehlt haben, so hätte jeder ganz laut bedauert, daß die Kälte nicht stark genug wäre.

Da die Prinzessin und Dosia weder Mamas noch Generäle hatten, um ihnen zu befehlen, zu Hause zu bleiben, so hatte Nichts ihre Heiterkeit getrübt. Nachdem sie auf dem englischen Kai ihren Wagen verlassen hatten, stiegen sie die aus Eis hergestellte Treppe, die mit feinem Sande bestreut war, hinab und befanden sich nun auf der über einen Meter dickgefrorenen Newa.

Der zur Eisbahn bestimmte Raum war ein Rechteck von ungefähr hundertfünfzig Meter Länge und fünfundsiebenzig Meter Breite. Eine drei Fuß hohe Mauer aus Eisblöcken, zwischen denen man Tannenbäume aufgepflanzt hatte, diente auf drei Seiten als Einfriedigung; die vierte wurde von einer geräumigen, nach Art der russischen Isbas ausgezackten, hölzernen Galerie gebildet und war auf einigen Stufen errichtet. Dort befanden sich die von Heizapparaten sanft erwärmten Garderoben und das Buffet. Den Damen war ein besonderes Boudoir zur Verfügung gestellt; nichts fehlte darin: ein Toilettentisch, mit allerlei kleinen Utensilien reich versehen, in einem anstoßenden Kabinett, Spiegel an allen Seiten, Blumen und Sträucher

in den Winkeln, Behänge von rotem Tuche, weiche Sessel, kurz alles, die angenehme Atmosphäre mit einbegriffen, verschaffte die Illusion eines gewöhnlichen Salons. Ein ähnlicher Raum war besonders für die kaiserliche Familie dekoriert worden, denn mehrere der Großfürstinnen hatten ihre Brüder oder ihre Gemahle an diesem Tage zu begleiten versprochen.

Ein mit grünen Tannen elegant ausgeschmückter Holzpavillon, dem Eingangsportale gerade gegenüber liegend und folglich am linken Ufer des Flusses, enthielt das Orchester; eine dichte Reihe von Milchkugeln bildeten Festons, die an Armleuchtern mit ähnlichen Kugeln befestigt waren, und umgab die ganze Umfriedigung. Eine dreifache Reihe farbiger Gläser begleitete sie überall hin, schloß sich eng an die ausgeschnittenen Holzarbeiten, die Ecken der Baulichkeiten, die Giebel der Säulengänge; und zwei runde Türme von fünf oder sechs Meter Höhe, aus behauenen und übereinander geschichteten Eisblöcken gebildet, dienten als riesige Laternenhalter, auf denen dazu bestimmte Soldaten abwechselnd rote und grüne bengalische Flammen anzündeten.

Nichts vermag die magische Wirkung dieser durch das dicke, durchsichtige Eis gesehenen Flammen wiederzugeben; phantastische Strahlen fielen auf die Eisbahn. Je nach dem Winde flogen aus den brennenden Fackeln, die in gleichen Entfernungen aufgestellt waren, bald nach dieser, bald nach jener Seite Rauchwolken oder Funken. Alles aber überstrahlte noch in dem Augenblicke, wo die kaiserliche Familie oben auf dem Kai anhielt, das elektrische Licht. Es warf einen blendenden Glanz über die kostbaren Toiletten und mit Gold besetzten Uniformen.

Das Orchester begann einen Walzer. Sich an der Hand haltend, fingen kühne Paare an, sich anmutig im Kreise zu drehen, zwar weitere Kreise beschreibend als beim Walzer im Salon, aber ebenfalls schön und zierlich. Der Walzer war nur ein vorbereitender Zeitvertreib; das Er-

eignis des Abends sollte eine vierfache Quadrille sein, zu der an den vergangenen Tagen zahlreiche Proben stattgefunden hatten.

Um eine vollkommene Harmonie in ihren Toiletten herbeizuführen, hatten sich die Damen untereinander verabredet. Eine Quadrille war in weißem Sammet, mit Astrachan von unbefleckter Weiße besetzt, gekleidet; eine zweite hatte hellblauen Sammet mit Zobelbesatz gewählt; die dritte trug eine granatne Uniform mit Cinchillapelz; die vierte endlich entschied sich für dunkelblauen Sammet mit Schwaneneinfassung.

Alle auf ihren Schlittschuhen vollführten die Tänzer ihre Schwenkungen nicht weniger schnell als auf einem Parkett, aber mit nicht weniger Grazie und Genauigkeit. Die Bewegungen der Musik waren danach berechnet, und jeder Schlußakkord führte die Tänzer auf ihren Platz zurück. Dosia, die an den Quadrillen keinen Anteil nahm, sah diesem Schauspiele mit entzückten Augen zu.

„Bist du zufrieden?“ fragte sie die Prinzessin, die nicht Schlittschuh lief.

„Ich glaube wohl!“ rief das junge Mädchen, „es ist unerhört! Nie habe ich von Ähnlichem geträumt . . . Das gleicht nichts von allem, was ich gesehen habe.“

„Das kann man nur bei uns finden,“ sagte Plato, der näher trat. „Unter allen Völkern Europas besitzen nur wir eine Newa, um eine solche Eisbahn zu bauen, Geld genug, um einen solchen Aufwand treiben zu können, und die nötige Narrheit, um eine solche Idee zu fassen.“

Dosia lächelte artig.

„Nach Ihrer Ansicht,“ sagte sie, „sind wir also alle ein wenig närrisch?“

„Ich ebenfalls,“ versetzte der weise Surof, indem er sich ernst verneigte. „Sagen Sie selber, Fräulein Dosia, muß man nicht wohl oder übel immer ein wenig aus dem Häuschen sein, um auf dieser Eisbahn Mazurka zu tanzen,

wo man sich bei dem geringsten Fehltritt ein Glied oder selbst den Kopf zerbrechen kann?" . . .

„Als ob man sich nicht ebenso gut das Bein oder selbst den Kopf auf einem gebohnten Parkett zerbrechen könnte," unterbrach ihn Dosia, „wenn man dieselbe Mazurka unter den Tönen desselben Orchesters tanzt."

Bruder und Schwester brachen in Lachen aus.

„Der Tanz ist ein Werk des Verderbens," fuhr Dosia mit einem unerschütterlichen Ernste fort; „wir sehen den Beweis davon alle Tage. Deshalb tanzt der Graf Plato nicht und läuft ebensowenig Schlittschuh."

Man weiß nicht, was Plato darauf zu antworten gewußt hätte, denn Peter mischte sich plötzlich in das Gespräch, was etwas Nachdenkliches auf das Gesicht seines Freundes zurückführte.

„Frieren Sie nicht, meine Damen?" fragte er.

Die Antwort lautete vollkommen verneinend.

„Ich frage nur, weil das Thermometer noch immer sinkt. Wir haben schon achtzehn Grade, und zu Mitternacht wird sich die Kälte wahrscheinlich bis auf zwanzig Grad steigern."

„Wir werden schon vorher fortgefahren sein," entgegnete die Prinzessin.

Man reichte in diesem Augenblicke sehr heißen und angenehm duftenden Thee umher, der äußerst willkommen war.

Einige Freunde nahten; die Quadrille war zu Ende, die bunte Menge zerstreute sich, während ein anderer Musikertrupp an die Stelle des ersten trat und Stücke von ernsterem Charakter spielte.

Die Schlittschuhläufer trugen sämtlich eine kleine runde Laterne im Knopfloche, groß ungefähr wie ein Thalerstück. Es war ein Vergnügen zu sehen, wie diese Lichter johanniswurmähnlich über das glatte Eis dahinschwebten. Während dieser kurzen Windstille besprengte man die Oberfläche der Eisbahn mit heißem Wasser: ein leichter Brodel

erhob sich, verschwand, und das mehr als je glatte Eis zeigte eine vollkommene Spiegelfläche.

„Es ist heut ausgezeichnet schön!“ sagte ein General-Adjutant, der sich der Prinzessin nahte, um ihr seine Huldigungen darzubringen; „auch ist dieses Fest weit glänzender als das letztere.“

„Welchem Umstande schreiben Sie das zu?“ fragte Sophie, ohne sich etwas Böses zu denken.

„Ihrer Gegenwart sicherlich, Prinzessin,“ erwiderte der galante Kavalier.

Dosia kniff leicht in den Arm ihrer Freundin, und wandte sich um, um zu lachen. Muriefs Gesicht verriet eine schlecht unterdrückte Heiterkeit, und da sich ihre Blicke begegnet hatten, kostete es ihnen einige Mühe, nicht zusammen aufzulachen.

„Ohne die Verdienste meiner Schwester in Schatten stellen zu wollen,“ bemerkte Plato, stets in gefährlichen Augenblicken hilfreich bei der Hand, „so glaube ich doch, daß die Witterung etwas dabei that. Was war damals für ein Wetter?“

„Nicht ein Windhauch, mein lieber Graf, und nur vierundzwanzig Grad.“

„Reaumur?“ warf Murief hin.

„Gewiß, Reaumur! Ich weiß wirklich nicht, weshalb wir keine Damen hatten, — man kann sagen, daß es ein trauriges Fest war.“

„Ich weiß wahrhaftig auch nicht weshalb!“ wiederholte Peter stets ernst.

Dosia, die, um sich zu setzen, ihre Schlittschuhe abgelegt hatte, zupfte ihn heftig am Ärmel, erhob sich und entfloh. Erstaunt folgte ihr ihr Vetter und fand sie in der Ecke der Galerie, wo sie unter Thränen lachte.

„Weshalb zwingst du mich so zum Lachen?“ fragte sie ihn zwischen zwei Lachausbrüchen. „Die Prinzessin wird

noch sagen, ich benehme mich sehr unschicklich, und wahrhaftig, das ist nicht meine Schuld."

„Was kann ich dafür? Der brave Mann belustigt mich mit seinem traurigen Feste."

„Binde mir meine Schlittschuhe fest," bat Dosia; „ich wage nicht dorthin zurückzukehren, denn ich fürchte, ihm ins Gesicht zu lachen."

Vor seiner hübschen Cousine auf den Knien, hatte er bald die Riemen festgeschnallt; fast in gleicher Zeit war auch er fertig, und in langen Wellenlinien schwebten sie, sich an der Hand haltend, über das Eis.

„Wo ist Dosia denn?" fragte die Prinzessin.

„Dort läuft sie mit Herrn Murief," antwortete der liebenswürdige Generaladjutant. „Sie sind reizend," fügte er hinzu und blickte sie mit der Miene eines Kenners durch sein Pince-nez an. „Sie scheinen wie geschaffen für einander. Ist es etwa nicht ganz richtig zwischen ihnen?" fragte der Tölpel mit listiger Miene.

Plötzlich blaß geworden, biß sich Plato auf die Lippen, um eine zu lebhafte Antwort zurückzuhalten. Die Prinzessin, die ihre Welt kannte, hütete sich, in ganz bestimmter Weise zu leugnen. Solche energische Ableugnungen verwandeln einfache Vermutungen meistenteils nur in feste Überzeugungen.

„Ich glaube nicht," versetzte sie, „diese Idee ist meines Wissens bis jetzt noch niemandem gekommen."

Der dicke Generaladjutant erhob sich, um seine plumpen Galanterien anderswohin zu bringen, und verabschiedete sich von der Prinzessin, wobei er die vergiftete Wunde eines bitteren Zweifels zurückließ.

Wie oft hatte sich Plato gesagt, daß sich diese beiden jungen Leute lieben müßten, — vielleicht ohne es selbst zu wissen, — wie oft hatte er gedacht, daß dies sehr glücklich sein würde, daß Dosias Leichtsinn auf diese Weise wieder gut gemacht werden könnte!

Und doch machte ihn der Gedanke daran unglücklich, grausam gegen sich selbst und unduldsam gegen die anderen . . . Sollte denn sein Leben von nun an durch die Launen dieses kleinen Mädchens getrübt werden?

Und während er diese traurigen Gedanken anstellte, schwebten die beiden Geschwisterkinder wie zwei Vögel, die zusammen fliegen, vor seinen Augen auf und ab.

„Plato, ich bin müde," sagte Sophie zu ihm, die sein Nachsinnen verstand und ihm ein Ende setzen wollte.

Er stand, ohne ein Wort zu sagen, auf und kehrte, nachdem er ihrem Kutscher die nötigen Befehle erteilt hatte, darauf zu seiner Schwester zurück.

„Dosia!" rief diese leise, während sie sich, als die beiden Schlittschuhläufer an ihr vorüberschwebten, über die Balustrade neigte.

Das junge Mädchen wandte sein von Kälte, Bewegung und Freude gerötetes Gesicht der Prinzessin zu. Was für ein lebendiges Bild unbekümmerter Heiterkeit. Und Plato, der an ihrer Seite litt!

„Ich bin müde, willst du mit zurückkehren?"

Ohne den geringsten Einwand war sie bereit, setzte sich auf die hölzerne Bank, die an der Galerie entlang lief, und hielt Peter ihr kleines Füßchen hin, damit er ihr die Schlittschuhe abnähme.

„Besten Dank," sagte sie, als er damit fertig war. „Der schöne Abend! Ich habe mich sehr gut unterhalten!"

Sie hatte Sophie und ihren Bruder wieder eingeholt. Dosia fiel der ernste Ausdruck ihrer Gesichter auf.

„Sie scheinen leidend," sagte sie mit jener natürlichen Teilnahme, die sie so sympathisch machte.

„Was thut das!" brummte Plato, „wenn Sie sich nur unterhalten haben."

„Wir haben uns keine Bewegung gemacht," fügte die Prinzessin sanftmütig hinzu, „und haben gefroren."

„Ich bitte Sie um Verzeihung," murmelte Dosia reuig, „ich bin eine Egoistin . . ."

Die Großfürstinnen zogen sich zurück, und die Menge gab ihnen mit Fackeln in der Hand bis zu ihren Wagen das Geleite. Unsere Freunde mußten einige Augenblicke warten. Die fast verödete Eisbahn schien durch den Kontrast mit den bengalischen Flammen, die in diesem Augenblicke auf dem Kai brannten, noch dunkler. Nach einem so plötzlich unterbrochenen Vergnügen kehrte Dosia melancholisch zurück.

„Keine Freude währt," sagte sie zu sich. „Wie ist es nur möglich, daß ich niemandem wehe thue und doch jedermann mißfalle?"

Ohne das Schweigen unterbrochen zu haben, langte sie zu Hause wieder an. Am nächsten Tage entschuldigte sie sich bei der Prinzessin wegen ihres Leichtsinnes, wegen ihres Mangels an Achtsamkeit auf die, welche so gütig gegen sie waren . . . Mit heißen Thränen zieh sie sich des Egoismus.

Die Prinzessin tröstete sie nach bestem Vermögen und benutzte die Gelegenheit, um ihr einen kleinen Verweis zu erteilen.

„Sei gegen deinen Vetter zurückhaltender," sagte sie zu ihr; „es braucht nicht jeder zu wissen, daß ihr seit Jugend auf Spielgefährten seid. Man hat mich gestern Abend gefragt, ob ihr Brautleute wäret . . ."

Dosias Gesicht, purpurrot geworden, nahm einen Ausdruck des Zornes an.

„Ich, die ich ihn verabscheue, und er, der mich nicht ausstehen kann! Wie kann man nur so dumm sein! . . ."

„Jeder braucht nicht zu wissen, daß ihr euch verabscheut," fuhr die Prinzessin fort und unterdrückte ein Lächeln. „Euer gegenseitiger Haß geht nicht so weit, daß ihr nicht zusammen Schlittschuh laufen könntet."

„O, meine liebe Freundin . . ." begann Dosia verwirrt.

„Verabscheue ihn nicht, mein Kind, und benimm dich gegen ihn wie gegen die anderen; das wird genügen."

„Das wird sehr schwierig sein," sagte das junge Mädchen mit einem Seufzer. „Und . . . ist Herr Plato nicht ebenfalls gegen mich ärgerlich?"

Jetzt ihrerseits betreten, suchte die Prinzessin einen Augenblick nach einer Antwort.

„In keinem anderen Falle kann er gegen dich ärgerlich sein; aber vielleicht ist er beleidigt gewesen . . ."

„Ich werde es nicht mehr thun," schluchzte Dosia wie ein zur Strafe gezogenes Kind; „ich werde es nicht mehr thun, nie mehr; allein sage ihm, er soll nicht mehr ärgerlich auf mich sein!"

Von diesem naiven Geständnis in Kenntnis gesetzt, hatte Plato nicht den Mut, sich streng zu zeigen. Noch an demselben Tage führten einige freundliche Worte das Lächeln auf Dosias Lippen und den Mutwillen in ihre dankbaren Augen zurück.

19.

Der Winter rückte vor. Schon war die Reihe der Hochzeiten, die der Weihnachtszeit immer folgt, beinahe geschlossen; die Fastenzeit war nahe, und verständig geworden, trug Dosia Schleppkleider.

Dieses Ereignis, früher als das bei weitem wichtigste in ihrem ganzen Leben von ihr erwartet, hatte sie verhältnismäßig gleichgültig gelassen. Zwar hatte sie zehnmal die seidene Schleppe ihres schwarzen Kleides auf dem Teppiche hinter sich betrachtet, hatte aber diesen Stolz, diesen Triumph nicht empfunden, auf die sie sich so lange vorher gefreut hatte. Kurz, das erste lange Kleid Dosias war eine Entzauberung gewesen.

Andere Gedanken hatten diesen verdrängt.

„Einerlei, sie war früher unterhaltender," seufzte eines Tages Murief, der bei der Prinzessin auf einem so kleinen und niedrigen Stuhle saß, daß ihm der Säbelgriff an das Kinn stieß.

„Nicht wahr, das war damals die gute Zeit?“ erwiderte die Prinzessin mit spöttischer Miene.

Trotz des leidenschaftlichen Leugnens des jungen Mannes fuhr Sophie mit einer gewissen Beharrlichkeit in dem Tone ihrer Stimme fort:

„Sollten Sie bedauern, daß Sie sie nicht geheiratet haben?“

„Ach, Prinzessin!“ versetzte Murief in dem Tone eines weit ernsteren Vorwurfes als die Frage verdient zu haben schien.

Sophie ließ sich nicht zur Nachsicht stimmen.

„Es wäre vielleicht noch Zeit,“ fuhr sie fort, ohne Peter anzublicken.

Dieser schwieg still; er spielte mit der Quaste seines Säbels, und die gewirkte goldene Eichel schlug in ungleichen Schlägen gegen das Metall der Scheide.

Das Schweigen verlängerte sich; plötzlich nervös geworden, zerknitterte die Prinzessin leicht die auf dem Tische ausgebreitete Zeitung.

„Nun!“ stieß sie heraus, als sie sah, daß Murief nicht sprechen wollte.

„Ich glaubte,“ sagte er mit leiser Stimme, „daß es für Dosia gut wäre, die armen Sterblichen boshaft zu necken.“ Er hustete, um die Stimme klar zu machen, aber ohne daß es ihm gelang. Die Prinzessin senkte den Kopf: Peter fuhr mit derselben heiseren Stimme fort:

„Ich weiß nicht, weshalb Sie so sprechen, ich habe es nicht verdient. Ich glaube, daß ich zu dem Gedanken, ich liebe Dosia, niemandem Veranlassung gegeben habe.“

„Was das anlangt, nein!“ . . . entgegnete die Prinzessin und brach in Lachen aus.

Ihr nervöses und gezwungenes Lachen hörte plötzlich auf. Peter hatte seinen Ernst beibehalten; die goldene Eichel schlug beständig gegen die stählerne Klinge.

„Ich werde mich nicht verheiraten,“ fuhr er fort, „weil

ich eine Ehe ohne Liebe als den schwersten Fehler betrachte, den ein Mensch gegen sich selbst begehen kann."

„Sie sind streng," versuchte die Prinzessin zu sagen. Aber sie fühlte nicht den Mut zu scherzen und schwieg.

„Die Strengste ist oft die Thörichtste, weil ihr die Strafe sofort und sicher folgt."

„Glauben Sie denn aber," versetzte Sophie errötend, „Ihr ganzes Leben lang gegen die Pfeile des kleinen listigen Gottes geschützt zu sein?"

Peter erhob sich.

„Die Frau, die ich liebe," entgegnete er, „gehört zu denjenigen, die ich nicht zu heiraten beanspruchen darf; dennoch wird mich ihr Bild für immer vor einem Irrtum oder einem Fehler bewahren. Lieber will ich allein leben, als das Herz, das ich ihr rückhaltslos und hoffnungslos geschenkt habe, anderswo zu entweihen."

Peter verneigte sich sehr tief vor der bestürzten Prinzessin, seine Sporen klirrten und er that einen Schritt nach der Thür zu.

Einen Augenblick stockte Sophie, darauf erhob sie sich. Mit einer königlichen Geberde reichte sie dem jungen Manne die Hand.

„Wer so denkt," sagte sie, „kann sich in Bezug auf die Tiefe, auf die Ewigkeit des Gefühles, das ihn beherrscht, irren . . ."

Peter machte eine Bewegung; ohne in Verlegenheit zu geraten, fuhr sie fort:

„Wenn er sich aber nicht irrt, wenn er sein Herz in Wahrheit rückhaltslos und hoffnungslos verschenkt hat, so giebt es keine Frau in der Welt, die über eine so schöne Aufopferung nicht stolz und dankbar sein muß."

Erstaunt und wie geblendet betrachtete Murief sie.

„Sie sind noch sehr jung, um von Ewigkeit zu reden," fuhr sie mit einem halben Lächeln fort, das wie ein Sonnenstrahl ihr schönes ernstes Gesicht erhellte. „Aber wenn

die Prüfungen des Lebens Sie nicht abschrecken, wenn Sie in Wahrheit das sind, was Sie zu sein scheinen, so können Sie nach allen Frauen streben."

Sie hatte ihre Hand zurückgezogen; sie machte ihm eine Verneigung des Kopfes und ging in ihr Zimmer.

Peter befand sich auf dem Kai des Hofes, ohne zu wissen, wie er hinausgekommen war; er schritt immer vor sich hin und that, als ob er sie nicht verstanden hätte und an ihre Andeutung nicht glauben wollte.

„Es ist unmöglich," sagte er sich . . . „Sie ist nicht kokett . . . und doch! Wenn sie mir wirklich verziehe?" . . .

Am folgenden Tage eilte Murief wieder zu Sophie. Würde er mit ihr unter vier Augen sprechen können? Würde er eine deutlichere Antwort, eine bestimmtere Hoffnung erhalten?

O Schmerz, o Enttäuschung! Er fand bei der Prinzessin eine muntere und sehr verschiedene Gesellschaft.

Gleichzeitig wie er trat ein feiner Tänzer ein, von einem Kammerdiener hereingeführt.

Plato trat im Vorzimmer auf ihn zu.

„Was hat denn das zu bedeuten?" fragte Murief wenig befriedigt.

„Deine Cousine feiert heute ihren Geburtstag," erwiderte Surof; „ich glaubte, du wolltest ihr deine Gratulation abstatten."

„Durchaus nicht!" rief Peter. „Ich dachte nicht daran . . . Nicht aus dem Grunde kam ich . . ."

„Und weshalb kamst du dann?" fragte Plato mit belustigter Miene, die dem Lieutenant die Röte auf die Wange trieb.

„Ich kam . . . ich kam zum Besuch. Ihr wollt tanzen?"

„Ja, wenn du nichts dagegen hast!"

„Ich werde erst einen Strauß aufzutreiben suchen . . . ich kann doch nicht mit leeren Händen kommen."

Dosias feines Köpfchen erschien zwischen den beiden Flügelthüren, und ihre von Munterkeit strahlenden Augen

richteten sich auf das verdutzte Gesicht Muriefs, der seinen Mantel wieder umband.

„Mein Vetter hat meinen Geburtstag vergessen,“ sagte sie, „und er will mir noch erst Bonbons kaufen. Bringen Sie mir lieber überzuckerte Kastanien; ich ziehe sie vor.“

Sie verschwand mit leisem Lachen. Plato lächelte.

„Da hast du deine Vorwürfe gehört,“ sagte er.

„Überzuckerte Kastanien? Sie verlangt es absichtlich. Ich bin überzeugt, daß es keine mehr giebt . . . um neun Uhr des Abends! Aber bestellen muß ich sie und werde sie vor Mitternacht nicht bekommen!“

Der Unglückselige verschwand. Nach zwanzig Minuten kehrte er triumphierend zurück und brachte überzuckerte Kastanien und einen großen Strauß mit, die ihm Verzeihung für seine unbegreifliche Nachlässigkeit verschaffen sollten.

„Besten Dank, lieber Vetter,“ sagte Dosia zu ihm, als sie seine Gabe mit vieler Anmut annahm. „Sie verwöhnen mich; aber alle Welt verwöhnt mich hier; man hat gefunden, daß mich dies besser macht. Völlig anders als bei den Übrigen, nicht wahr?“

Überrascht über ihre Freundlichkeit, wußte Peter nicht, was er antworten sollte.

„Ei, ei, Sie hatten mich vergessen? Ihr Kopf . . . und . . . und Ihr Herz ist anderswo,“ fügte der kleine Schalk hinzu. „Es ist mir aufgefallen, daß Ihre Gedanken seit einiger Zeit sehr beschäftigt sind.“

„Sie haben diese Bemerkung gemacht?“ murmelte Peter, der gute Lust zu haben schien, sie zu prügeln.

„Ja . . . seien Sie indessen unbesorgt, ich habe es für mich behalten. Und meiner lieben Sophie habe ich versprochen, daß ich Sie nicht mehr necken würde.“

„Ich weiß diesen Edelmut nicht genug anzuerkennen,“ versetzte Peter und verneigte sich.

„O!“ entgegnete die kleine Boshafte, unmutig den Kopf schüttelnd, „es geschieht nicht Ihretwegen . . . Davon hat

sie mir nichts gesagt; aber ich habe bemerkt: so oft ich Sie necke, macht es ihr Kummer."

Zugleich boshaft, triumphierend und freundschaftlich blickte ihn dabei Dosia mit diesen rätselhaften Augen an, die immer Hunderterlei auf einmal sagten. Aber er hatte keine Zeit ihr zu danken, sie war schon fern.

Man tanzte, wie man nur zu Petersburg tanzt, mit einer Hingabe und Leidenschaft, die die ganze übrige Welt vergessen läßt. Wenn man zwanzig Jahre zählt und ein guter Tänzer ist, hat Politik und europäisches Gleichgewicht blutwenig zu sagen.

Gegen Mitternacht wurde von der Prinzessin zum Abendessen eingeladen: es war das erste Mal, daß man bei ihr tanzte und — wahrscheinlich auch das letzte Mal, sagte sie lächelnd; aber zu Ehren ihrer achtzehn Jahre verdiente Dosia wohl eine besondere Hüpferei.

„Ja, meine Damen und Herren," sagte Dosia, als sie inmitten der Gäste an der Abendtafel saß, „ich bin achtzehn Jahre geworden! Ich gebe es zu, daß es nicht so aussieht, aber ich bin trotzdem achtzehn Jahre, und bin so artig geworden, daß Prinzessin Sophie einen Augenblick daran dachte, mich unter Glas und Goldrahmen mitten im Salon als ein bleibendes Modell auszustellen, an dem junge unverbesserliche Mädchen lernen könnten, daß sie nicht zu verzweifeln brauchten. Ich werde jetzt eine ernste Person und habe den Entschluß gefaßt, mich von nun an dem Guten zu weihen."

Allgemeiner lebhafter Beifall wurde dieser Rede zu teil, und Dosia warf ihrem Vetter, der sie erstaunt anschaute, einen beredten Blick zu.

„Auf das allgemeine Wohl!" fuhr sie fort, „— und auf das besondere im voraus, bis es sich einfindet. Bis jetzt war ich Schmetterling, von nun an werde ich Seidenraupe, selbstverständlich nicht wörtlich genommen, — aber man darf seine Natur nicht ändern. Auf meine Verwandlung!"

Mitten unter dem Lachen und den dagegen erhobenen Einwendungen erhob Dosia ihr rosiges Kristallglas und trank einige Tropfen Champagner; darauf drehte sie sich nach Plato hin, und sofort nahm ihr Gesicht einen Ausdruck von Zurückhaltung und fast Schüchternheit an. Mit einem Blicke schien sie ihn fragen zu wollen, ob sie nicht über die Grenzen hinausgegangen wäre. Ein Lächeln des jungen Mannes ermutigte sie; sie gewann ihren fröhlichen Ausdruck wieder und kehrte nach dem Salon zurück, wo man von neuem zu tanzen begann.

Murief tanzte mit der Prinzessin eine Quadrille; — aber wie in diesem Labyrinthe von Chassés-croisés und langen Schleppen plaudern! Die Frage, die ihn erregte, gehörte nicht zu denen, die sich obenhin behandeln lassen. Er beschränkte sich deshalb darauf, die schlanke und elegante Gestalt sowie das edele Gesicht derjenigen zu bewundern, die vielleicht seine Frau werden sollte . . . Bei diesem Gedanken schlug ihm das Herz, es fiel ihm schwer, mit ihr die gewöhnlichen Gemeinplätze einer Quadrillen-Unterhaltung fortzuführen . . . Und doch erregte ihm die Hand der Prinzessin, als sie sich in die seine legte, keinen Schauer: seine Freude und Glückseligkeit ging weit über das Maß aller irdischen Gemütserschütterungen hinaus.

20.

An einem Nachmittage kam Plato sehr sorgenvoll zu seiner Schwester und bat sie, ihn nach seinem Arbeitszimmer, einem ernsten und düsteren Gemache zu begleiten, welches Dosia nie betrat.

„Was hast du denn?“ fragte ihn Sophie unruhig; „ist irgend ein Unglück geschehen?“

„Keines, das uns unmittelbar betrifft,“ entgegnete Plato; „ist die Nachricht jedoch wahr, so wird sie die Wirkung haben, unsere Gewohnheiten zu ändern . . .“

„Ist es nichts weiter?“ versetzte Sophie freier aufatmend.

„Wenn ich von unseren Gewohnheiten rede . . . es giebt Herzensgewohnheiten, mit denen wir nur schwer brechen können . . . Doch höre, um was es sich handelt. Nach einem Gerüchte, das mir heute Morgen zu Ohren gekommen ist, soll Murief mit einer wenig gewissenhaften Persönlichkeit in einem Hause . . . einem sehr garstigen Hause . . . gespielt und auf Ehrenwort eine enorme Summe verloren haben."

Sophie erblaßte und setzte sich in einen Lehnstuhl; sie nahm ihr Taschentuch, hielt es zweimal an ihre Lippen, legte darauf ihre Hände übereinander in den Schoß und dachte nach.

Plato war nicht auf eine so bedeutende Aufregung gefaßt; überrascht trat er an sie heran und ergriff sie bei der Hand. Er wollte eine Frage an sie richten, die ihm das Zartgefühl noch auf den Lippen zurückhielt, als sie ihm zuvorkam.

„Ich liebe ihn!" sagte sie einfach und schlug ihre ehrlichen Augen zu dem erregten Gesichte ihres Bruders auf.

„Ich bitte dich um Verzeihung, liebe Schwester," erwiderte Plato, von dieser Offenherzigkeit in diesem schwierigen Augenblicke lebhaft gerührt. „Ich hätte dies für mich behalten sollen und mich erst . . ."

„Wer hat es dir gesagt?"

„Der Oberst. Er hätte nicht gesprochen, wäre die Sache noch zweifelhaft gewesen. Er ließ mich heute Morgen holen und bat mich in meiner Eigenschaft als Muriefs Freund alles, was in meinen Kräften stände, aufzubieten, um jedem Skandale vorzubeugen. Die Summe ist der Art, daß Peter sie nicht augenblicklich wird bezahlen können; er muß Zeit zu erhalten suchen. Andererseits soll der Gewinner aus jenem Hause verwiesen worden sein. Wir dürfen beim Regimente nicht zugeben, daß eine Schuld auf Ehrenwort Schwierigkeiten duldet. Ohne seine gute Führung wäre Murief bereits entlassen."

„Wann hat dieses Unglück stattgefunden?“ fragte die Prinzessin ganz nachdenklich.

„Schon vor vier oder fünf Tagen; ich glaube, es war am Freitag.“

„Am Freitage? Er hat den Abend hier zugebracht; es könnte also nur, nachdem er von uns geschieden, also nach Mitternacht, geschehen sein ... Weißt du, Plato, ich bin überzeugt, daß hier ein Irrtum vorliegt ... Es ist unmöglich!“

„Ich habe zuerst ebenso wie du gedacht; aber als ich die von seiner eigenen Hand geschriebene Anerkennung der Schuld sah ...“

Sophie ließ den Kopf auf die Lehne ihres Stuhles zurücksinken und schloß die Augen mit dem schmerzlichen Ausdrucke einer Person, die sich einem schweren Traume entziehen will.

„Wie viel?“ fragte sie nach einer kurzen Pause.

„Zweiundvierzigtausend Silberrubel.“

Die Prinzessin stand auf und begann auf und ab zu gehen. Nach zwei- oder dreimaligem Durchschreiten des Zimmers ergriff sie ihren Bruder am Arme, und zusammen wandelten sie nun umher, Gedanken suchend und nicht findend. Am Ende ihrer vergeblichen Betrachtungen blieb Sophie stehen.

„Siehst du,“ sagte sie zu ihrem Bruder, „ich kann an diese ganze Geschichte nicht glauben; Peter ist kein Spieler — er hätte nicht verspielt, was er nicht bezahlen kann; er ist der Verstellung unfähig, — gestern und vorgestern machte er genau dasselbe Gesicht wie immer.“

„Gestern war er befangen.“

„Ich gebe es zu, aber seine Befangenheit war nicht die eines Mannes, der den vierten Teil seines Vermögens verloren hat und seine Schuld in vierundzwanzig Stunden abtragen muß. — Schicke ihn mir!“

„Dir? Zu welchem Zwecke?“

„Zunächst um die Wahrheit von ihm zu erfahren und dann alles zu thun, was man thun kann oder thun muß.“

Plato blickte seine Schwester mit zweifelhafter Miene an.

„Du hast mich bisweilen Ihro Weisheit genannt,“ fuhr sie mit einem traurigen Lächeln fort. „Verlasse dich noch einmal auf mich. Ich werde nur thun, was ich muß.“

Plato umarmte seine Schwester und ging fort.

Er konnte Murief nicht auf der Stelle finden. Nach dem, was ihm der Bursche des jungen Offiziers sagte, war Peter schon von früh bis jetzt spät immer auswärts. Endlich gewahrte er ihn in der Straße Morskaia, wo er auf seinem besten Gaule gleichmäßig einhertrabte. Er hielt ihn fest und ließ ihn absteigen.

„Meine Schwester wünscht dich zu sehen,“ sagte er ohne Umschweife zu ihm.

Murief erblaßte und wurde sichtlich verlegen.

„Weshalb?“ stotterte er.

„Das ist nicht meine Sache. Geh auf der Stelle zu ihr. Wenn du mit ihr zu Ende gekommen bist, so sprich bei mir vor; ich habe dir von dem Obersten eine Mitteilung zu machen.“

Peter richtete sich gerade in die Höhe; sein Gesicht drückte nur noch eine unerschütterliche Entschlossenheit aus.

„Das ist mir um so angenehmer,“ erwiderte er. „Übrigens hatte ich mir gleichfalls vorgenommen, mit dir zu sprechen.“

„So suche mich also auf, wenn du meine Schwester verlässest; ich erwarte dich bei mir.“

„Gut!“ versetzte Peter. „Auf baldiges Wiedersehen!“ Er berührte die Mütze und entfernte sich. Plato sah ihm nach, zuckte mit den Achseln, kehrte darauf zu sich zurück und begann die Zeitung zu lesen.

Murief stieg atemlos die Treppe zur Prinzessin empor. Er gehörte zu denen, die an gefährliche Lagen offen herantreten.

Er wurde in das Arbeitszimmer hineingeführt, das er noch nie betreten hatte. Der Tag neigte sich; eine einzige Lampe beleuchtete das hohe, dunkelgrün tapezierte Gemach, das sich bei diesem Lichte fast schwarz ausnahm. Die Blässe der Prinzessin bewegte ihn schmerzlich; er hatte nicht vermutet, daß sie von dieser Angelegenheit unterrichtet sein würde. Aber er hatte keine Gelegenheit mehr zurückzuweichen.

„Setzen Sie sich, mein Herr," sagte die Prinzessin, ohne ihm die Hand zu reichen.

Er gehorchte.

„Ich werde gerade auf das Ziel losgehen," begann sie. „Man hat mir mitgeteilt, daß Sie im Spiele eine beträchtliche Summe verloren haben."

Murief machte ein Zeichen des Eingeständnisses.

„Und daß Sie dieselbe nicht bezahlen können?"

„Entschuldigen Sie, Prinzessin . . . ich hoffe von jetzt bis morgen die nötigen Mittel aufgetrieben zu haben," bemerkte Peter mit einer vollkommen klaren Stimme.

„Sind Sie dessen gewiß?"

„Man ist keiner Sache je gewiß," entgegnete der junge Mann und blickte auf den Teppich.

„Wissen Sie, daß Sie entlassen werden, sobald es Ihnen fehlschlägt?"

„Wahrscheinlich," versetzte Murief mit einer Sorglosigkeit, welche die Prinzessin beleidigte.

„Diese Aussicht scheint für Sie nichts Unangenehmes zu haben?" erwiderte sie mit Hoheit.

Der junge Mann machte eine unbestimmte Geberde, die ebenso gut: „Seien Sie unbesorgt," wie: „Daraus mache ich mir gar nichts!" bedeuten konnte.

Sophie blickte ihn aufmerksam an.

„Herr Murief," sagte sie sanft, „Sie haben mir viel Kummer gemacht."

Peter verneigte sich sehr tief und küßte ehrfurchtsvoll eine Falte ihres Rockes.

„Ich hatte eine so hohe Meinung von Ihnen," fuhr sie fort; „Sie standen mir so hoch über dem Gewöhnlichen! Und Sie, unser Freund, haben sich bei einem so gemeinen Vorfalle bloßgestellt, man hat Sie in einem Hause gesehen . . ."

Sie wagte kein bezeichnendes Beiwort aufzusuchen; — überdies hatte sie auch keine Zeit dazu. Peter war aufgesprungen.

„Wer hat das gesagt?" rief er. „Man hat gelogen!"

Sophie atmete zweimal mühsam, darauf sank sie, blasser als ihr batistenes Halstuch, in den Lehnstuhl. Sie hatte das Bewußtsein verloren.

Peter ergriff sie bei den Händen und erwärmte sie unter seinen Lippen; es fiel ihm aber nicht ein, jemanden herbeizurufen; selbst wollte er Hilfe bringen, ein Dritter wäre zu viel gewesen.

„Man hat gelogen," wiederholte er, als er sah, daß die Prinzessin die Augen aufschlug. „Ich habe nicht die Nichtswürdigkeit besessen, nach dem, was Sie wissen, . . . was ich Ihnen selbst gesagt habe . . . unter eine solche Gesellschaft zu treten . . . Nein, ich habe keinem Menschen in der Welt das Recht gegeben, mich Lügner und Scheinheiliger zu nennen."

Sophie winkte mit der Hand; Peter ergriff diese Hand im Fluge.

„Sie haben nicht gespielt?" fragte sie begierig und neigte sich zu ihm hin.

Er legte die Hand auf seine Stirn.

„Fragen Sie mich nicht," bat er mit Verzweiflung. „Glauben Sie mir auf das Wort! Ich kann nicht antworten."

„Ich verlange, daß Sie antworten," erwiderte sie mit flehender Stimme. „Sie haben nicht gespielt?"

Peter bedeckte sich das Gesicht mit seinen beiden Händen, um seinen Blicken zu verwehren, für ihn zu ant-

worten. Sie nahm seine Hände fort und zwang ihn, sie anzublicken.

„Nicht wahr, Sie haben nicht gespielt?“ fragte sie aufgeregt, von einer plötzlichen Überzeugung durchdrungen. „Es ist ein anderer? Reden Sie doch! Nicht Sie haben gespielt?“

Peter konnte nicht lügen.

„Nein,“ sagte er wie wider seinen Willen, „ich habe nicht gespielt.“

„Ah,“ entgegnete Sophie leidenschaftlich erregt und reichte ihm beide Hände, „ich war dessen ja sicher.“

Einen Augenblick lang vergaßen sie alle Gefahr. Mit verschlungenen Händen und ineinander versunkenen Blicken verlebten sie so die schönste Minute ihres Daseins.

„Erzählen Sie mir dies,“ sagte Sophie, die auf dem Sofa saß und ihrem Freunde einen Platz an ihrer Seite einräumte.

„Ich darf nicht,“ versetzte dieser mit der flehendsten Miene. „Ersparen Sie mir es! Ich habe versprochen, nicht zu sagen, wie . . .“

„Aber mir! Sie haben nicht versprochen, mir es nicht zu sagen! Ich schwöre Ihnen, daß ich es niemand wiedersagen will!“

„Nicht einmal Plato?“

„O, Plato ist mein zweites Ich!“

„Ich habe es versprochen,“ widerstand der junge Mann noch immer.

„Meinetwegen denn!“ erwiderte Sophie. „Ich werde nichts sagen, aber er ist klug; wenn er etwas errät, wird es mein Fehler nicht sein. Was ist vorgefallen?“

„Als ich vorgestern Abend,“ begann Peter, „von Ihnen zurückkehrte, meldete man mir einen jungen Offizier, der erst vor kurzem in das Regiment eingetreten ist. Er ist sechszehn ein halbes Jahr alt und kommt aus einer militärischen Anstalt in der Provinz; — Petersburg hat ihm

den Kopf verdreht, — das ist nicht sehr überraschend! Am Freitage ist er nun in jenem Hause gewesen, von dem man Ihnen erzählt hat; er hat sich vollständig ausplündern lassen und mehr verloren, als er in zehn Jahren bezahlen kann. Ich hatte Interesse für ihn gefaßt; — er ist so jung, und hat man keine Familie, um einem die Zügel nicht locker zu lassen, so ist man in diesem Alter so thöricht und unerfahren! Er brachte mir einen Brief und bat mich, ihn seiner Mutter zukommen zu lassen . . . er hat niemanden außer ihr. Sein Schritt in dieser unziemenden Stunde kam mir sehr seltsam vor; ich hatte im Regiment erzählen hören, daß ein Offizier — man wußte nicht welcher — eine ungeheuere Summe verloren hätte . . . Ich fragte ihn aus, dieses Kind, er zerfloß in Thränen . . . Kurz, ich erfuhr, daß er sich bei der Unmöglichkeit, seine Schuld zu bezahlen, bei seiner Rückkehr nach Hause eine Kugel durch den Kopf jagen wollte. Er hatte dies alles allein ausfindig gemacht. Was für ein Genie! Nun sagen Sie, Prinzessin, was würden Sie, die Sie Verstand besitzen, an meiner Stelle gethan haben?"

„Fahren Sie fort!" versetzte die Prinzessin lächelnd.

„Ich hielt ihm zuerst die ganze Unvernunft seines Betragens vor; er gab es zu und zeigte mir an, daß er sich durch das allergründlichste Mittel bestrafen würde. Darauf sprach ich mit ihm von seiner Mutter . . . Ich hatte die empfindliche Seite getroffen."

„Er ist ein einziger, angebeteter und verzogener Sohn! Urteilen Sie selbst: seine Mutter besitzt eine Einnahme von siebentausend Rubeln, von denen sie ihm sechstausend Rubel sendet, und von dem Reste lebt sie. Man sollte solche Mütter einsperren, um sie zu verhindern, ihre Kinder zu verziehen. Kurz, er heulte wie eine junge Färse . . . Sie lachen? Ich lachte nicht, und trotz meiner geringen Beredsamkeit mußte ich doch der Vorsehung eine ganz besondere Eingebung verdanken, denn ich war fast ebenso ergriffen

wie er. Ich schlug ihm nun vor, Schuldscheine auszustellen . . . Er ist nicht mündig, das Kind! Man hat ihm, wie es recht ist, seinen Vermögensnachweis verweigert. Er suchte einen Wucherer auf, und der hat ihm die Thür gewiesen. Dann . . .

„Dann haben Sie für ihn unterzeichnet?“ unterbrach ihn die Prinzessin, während ihr die Augen in glückseligen Thränen schwammen.

„Mein Gott,“ bemerkte Murief, als ob er sich entschuldigen wollte, — „es war ja nötig, . . . ich bin doch mündig!“

„Und wenn Sie das nötige Geld nicht auftreiben . . . auf morgen, haben Sie mir ja wohl gesagt?“

„Ja, auf morgen . . . Freilich ist es schlimm, ich . . . ich weiß nicht, was ich machen soll. Das Schlimmste, was geschehen könnte, wäre, daß mein junger Mann kassiert würde . . . Er hat wieder Gefallen am Leben gefunden und wird sich keine Kugel durch den Kopf jagen. Ich werde alles hergeben, was ich aufgetrieben habe, und der Gläubiger wird sich wohl genötigt sehen, sich für den Rest mit von mir ausgestellten Wechseln auf lange Sicht zu begnügen.“

„Wie viel haben Sie aufgetrieben?“

„Siebenundzwanzigtausend Rubel, und nicht ohne Mühe.“

„Vorwärts denn, mein Freund, bemühen Sie sich um den Rest!“ sagte die Prinzessin und stand auf. „Guten Mut!“

„Sie schicken mich wieder fort,“ erwiderte Peter, der nicht Lust hatte fortzugehen, höchst kläglich.

„Sind Sie nicht mehr eingedenk, daß mein Bruder Sie erwartet, um Sie abzukanzeln?“

„Ach, mein Gott! Ich hatte es ganz vergessen!“ rief Murief und suchte nach seiner Mütze, die er in der Hand hielt. „Ich laufe hin! Wenn Sie wüßten, Prinzessin, wie leicht es ist, die Last einer Schuld zu tragen, die man nicht begangen hat! Sicherlich möchte ich mit meinem Cornett nicht tauschen!“

Sein hübsches Lächeln spiegelte sich auf dem Gesicht der Prinzessin wieder.

„So grollen Sie mir nicht mehr, daß ich Ihnen Leid bereitet habe?“ sagte er und ergriff sie bei der Hand.

„Nein,“ versetzte sie und blickte ihn ohne falsche Scham an. „Sie sind aus dem Pagenalter herausgetreten, Herr Murief, und haben bewiesen, daß Sie jetzt ein Mann sind; Sie können alles versuchen und alles hoffen.“

„Alles?“ fragte Peter, der ihre Hand fest hielt.

„Alles!“ versetzte sie, das Gesicht mit Röte übergossen.

„So werde ich denn eine Frage an Sie richten, sobald ich aus dieser Verlegenheit bin.“

„Fragen Sie es sofort; ich werde es Ihnen lieber bejahen, so lange Sie in den Augen der Welt noch nicht unschuldig dastehen.“

Peter zog sie in seine Arme und flüsterte ihr einige Worte mit einer so leisen Stimme zu, daß es nie ein anderer verstanden hätte.

„Ja,“ antwortete sie fest, „und ich werde stolz darauf sein.“

Er drückte sie an sein Herz und eilte dann zu Plato, um den Verweis im Auftrage des Obersten dahinzunehmen.

21.

Mit erhobenem Kopfe und siegreicher Miene, wie es einem glücklichen Manne gut steht, trat Murief zu seinem Freunde ein. Surofs Gesicht brachte ihn zu dem Gefühle der wahren Lage zurück.

Die Beine gekreuzt, das Gesicht streng, war Plato der würdige Ausdruck eines höheren Vorgesetzten.

„Du hast gespielt!“ sagte er mit ernster Miene.

Peter nickte bejahend. Lügen ist für solche, die nicht daran gewöhnt sind, nicht etwas so Leichtes.

„Du hast verloren?“

Diese genaue Wiederholung des Verhörs, das er eben

bestanden hatte, brachte bei Murief eine heftige Lust hervor, verstohlen zu lachen. Er wiederholte sein bestätigendes Zeichen.

„Noch mehr, du kannst nicht bezahlen?“ fuhr Surof unerbittlich fort.

„Dieser letzte Punkt ist noch nicht erwiesen,“ erwiderte Murief mit ziemlich gut gelaunter Miene. „Ich werde mich bemühen, meiner Unterschrift Ehre zu machen. Kannst du mir einige Tausend Rubel leihen?“

Plato erhob sich wie betäubt.

„Ich?“

„Ja, du! Ich werde sie dir zurückgeben, dessen kannst du sicher sein. Wenn du sie nicht besitzest, so wollen wir thun, als hätte ich nichts gesagt.“

„Wie!“ rief Plato in höchstem Ärger, „du besuchst völlig unmögliche Orte, an denen du unsere Uniform an den Pranger stellst; verlierst dort in einer Nacht eine lächerlich hohe Summe! Du, mein Freund, unser Freund, den ich in meine Familie einführte, den ich behandelte, als wärest du ein . . . ein . . .“

„Ein Bruder,“ vollendete Murief, als er sah, daß es ihm an Worten fehlte, — „und ich danke dir dafür von Herzen!“

Durch diese Kaltblütigkeit völlig aus dem Gleichgewicht gebracht, versetzte sich Plato völlig in Wut.

„Ich will dir raten noch Spott zu treiben! Und um nach einem solchen empörenden Vorfalle das Maß noch voll zu machen, verlangst du von mir, ich soll dir das Geld leihen, das du so unwürdig vergeudet hast!“

„Was willst du!“ versetzte Murief mit dem Tone eines überzeugten Philosophen, „nicht an meine Feinde, wenn ich deren habe, woran ich, dem Himmel sei Dank, Grund zu zweifeln habe, kann ich mich der Gelder wegen wenden!“

Peter hatte in den Augen einen Funken so phantastischer Freude, sein Gesicht drückte trotz aller Mühe, die er

sich gab, eine zerknirschte Miene zu zeigen, so wenig Reue aus, daß Surof in bittere Vorwürfe ausbrach.

Der Oberst, die Ehre des Regimentes, der unausbleibliche Abschied, die freiwillige Verbannung in die Provinz, die allein den Skandal zum Schweigen bringen könnte, die Notwendigkeit zu bezahlen, es möge kosten, was es wolle, das alles wälzte sich in einer Flut von Beredsamkeit dahin und ergoß sich wie ein unversöhnliches Sturzbad über Muriefs Haupt, der die Wimpern nicht zuckte und mit aufmerksamer Miene, an einigen besonders pathetischen Stellen mit dem Kopfe nickend, zuhörte.

Als Surof anhielt, um Atem zu schöpfen, — vielleicht auch weil er nichts mehr zu sagen hatte, — erhob sich Peter mit von den besten Gesinnungen strahlendem Gesichte.

„Du bist mein einziger Freund in der Welt," rief er; „du hast zu mir wie die Stimme meines Gewissens gesprochen; ich werde dir zeitlebens Dank wissen."

„Nun, wozu entscheidest du dich?" fragte Plato, von diesem freundschaftlichen Ergusse besänftigt.

„Ich will mich nach Geld überall, wo es dergleichen giebt, umsehen, da du mir keins leihen willst!" versetzte der Delinquent mit einer glänzenden Miene.

Die Hand, die Plato edelmütig seinem gesunkenen Kameraden hinhielt, fiel ihm kraftlos zur Seite nieder. Das also war das Ergebnis seines Verweises.

Peter knüpfte seinen Säbel wieder um.

„Was soll ich dem Obersten sagen?" fragte Surof mit eisiger Miene.

„Alles, was du willst, mein Lieber, alles, was dir durch den Kopf schießt. Morgen wird es eine abgemachte Sache sein."

Plato beobachtete noch immer Schweigen.

„Was sagt meine Schwester?" fragte er nach einer langen Pause; „wie nimmt sie die originelle Weise auf, mit der du die Angelegenheit behandelst."

Schon im Vorzimmer hing Peter gerade seinen Mantel über die Schultern.

„Ach, mein Freund," rief er plötzlich, „ich bin der glücklichste der Menschen. Ich muß dich küssen!"

Heftig umarmte er den verdutzten Surof und verschwand unter großem Säbelgerassel und Sporenklirren auf den steinernen Stufen der Treppe.

Ganz verwirrt kehrte Plato in sein Zimmer zurück und faßte nach fünf Minuten den Entschluß, die Prinzessin aufzusuchen.

Diese empfing ihn im Salon. Sie hatte ein rosiges Gesicht; ihre Augen glänzten von einer tiefen Freude, kurz, sie stellte das Bild der Glückseligkeit dar.

Dosia saß vor dem Klavier und spielte lustig einen Galopp von Offenbach.

„Was für eine Heiterkeit!" rief Plato aus, der wie versteinert mitten im Salon stehen blieb.

„Das ist die Luft, die im Hause weht, Herr Plato!" antwortete Dosia munter, ohne anzuhalten; „wir sind hier lustig, sehr lustig!"

Das Klavier übertönte ihre Stimme und ihr Lachen. Plato ließ sich neben seiner Schwester nieder, so weit wie möglich von dem furchtbaren Instrumente.

„Hast du Murief gesehen?" fragte er.

„Ja, mein Freund."

„Nun, was ist Wahres daran?"

Die Prinzessin blickte ihren Bruder mit einem Ausdrucke des Triumphes und des Stolzes an.

„Nichts!" versetzte sie.

„Wie, nichts?"

„Ja, doch, es giebt etwas. Kannst du mir nicht einige Tausend Rubel leihen?"

Plato sprang auf und begann im Salon auf und ab zu gehen.

„Handelt es sich um eine Wette?" rief er.

In demselben Augenblicke verließ Dosia das Klavier. Als sich Surof umdrehte, stand er ihr gerade gegenüber. Die spöttische und befriedigte Miene des jungen Mädchens machte, daß er erst recht den Kopf verlor.

Über wen macht man sich denn eigentlich lustig?" fragte er mit dem am wenigsten ermutigenden Tone. „Sollte ich es sein, so finde ich den Scherz ein wenig zu weit ausgedehnt."

„Über wen man sich lustig macht?" bemerkte Dosia, riß die Augen weit auf und neigte den Kopf ein wenig auf die Seite, wie sie es zu thun pflegte, wenn sie sich nach etwas erkundigte.

„Über Sie!" rief Surof erbittert.

Die Prinzessin ergriff ihren Bruder am Arme.

„Plato," sagte sie zu ihm, „Murief ist ein Held."

„Weil er ein solches Bajazzo-Leben geführt hat?"

„Er ist ein Held!" wiederholte die Prinzessin, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen.

„Er hat dir irgend eine Flause vorgemacht," brummte Plato, „und du hast ihm geglaubt."

Die Prinzessin erblaßte und zog den Arm, den sie unter den ihres Bruders gelegt hatte, zurück.

„Peter lügt nie," rief Dosia, die ihr zu Hilfe kam. „Ich kann ihn zwar nicht ausstehen, aber er lügt nie."

Immer weniger befriedigt, blickte Plato die beiden Frauen abwechselnd an und zerzauste seinen Bart.

„Ich habe versprochen, nichts zu sagen," fuhr die Prinzessin mit ernsterer Miene fort, „aber wir müssen Geld auftreiben. Diese Schuld muß morgen früh vollständig ausgezahlt werden."

„Du verlangst, daß jene Schuldsumme ausgezahlt werde?" versetzte Surof mit düsterer Miene.

„Ich habe auf dich gerechnet: wie viel Geld kannst du mir zur Verfügung stellen?"

„Dir? Du willst Murief Geld leihen? Wenn er es

annimmt, beweist er damit, daß er der Niedrigste unter allen Elenden ist."

„O nein, von seiner Frau kann man doch wohl Geld annehmen!"

„Von seiner Frau!"

Völlig vernichtet sank Plato in einen Lehnstuhl. Den Kopf immer ein wenig auf die Seite geneigt, betrachtete ihn Dosia mit einer gewissen Unruhe. Da sie sah, daß er sich wieder ohne Hilfe der Kunst erholen würde, lachte sie ihm ins Gesicht, aber so artig, daß diese unehrerbietige Handlung als ein Lächeln gelten konnte.

„Ja, von seiner Frau!" erklärte die Prinzessin und erhob den Kopf. „Es giebt kein edleres, kein edelmütigeres Herz, kein . . ."

„Es giebt keine sinnlosere Seele als eine schöne Seele!" rief Plato und stand auf. „Das treibt Sie zum Lachen?" sagte er zu Dosia, die ihn neugierig anblickte. „Nicht wahr, es ist komisch mitanzusehen, wie eine geistreiche Frau eine nicht wieder gutzumachende Dummheit begeht?"

„Das ist es gerade nicht, was ich komisch finde," erwiderte Dosia schnippisch.

Der alte Adam war in ihr noch nicht völlig erstorben.

„Und was dann?"

„Sie!"

Plato fuhr in die Höhe.

„Mich? Und weshalb, wenn ich bitten darf?"

„Weil Sie ärgerlich sind, ohne zu wissen weshalb," entgegnete die junge Rebellin; „es giebt gar nichts Komischeres, als Zeuge zu sein, wie ein geistreicher Mann gegen Windmühlen kämpft. Aber ich bin nur ein kleines Mädchen," fügte sie hinzu und machte ihm einen Knix. — „Wenn du mit ihm nicht einig werden kannst," sagte sie zu der Prinzessin, „so rufe mich, ich werde dir Beistand leisten."

Majestätisch ging sie hinaus und ließ Plato mürrischer als je zurück.

„Du kannst Dosia ein Geheimnis anvertrauen, das du mir verbirgst?“ sagte er zu seiner Schwester im Tone des Vorwurfes.

„Ich habe es ihr nicht anvertraut, allein du weißt, wie scharfsinnig diese kleine Naive ist. Sie hat es auf der Stelle erraten.“

„Was hat sie erraten?“

„Daß ihr Vetter diese abscheuliche Narrheit nicht begangen haben konnte.“

„Wer hat sie dann begangen, wenn nicht er?“

„Hat er es dir nicht gesagt?“

„Wie du siehst, nein! Seit einer Stunde treibt ihr alle, er, sie und du, lauter Possen mit mir.“

„So waffne dich mit ebensoviel Scharfsinn wie Dosia, denn ich habe versprochen, nichts zu sagen.“

Nach einer Stunde ging Plato, mit seiner Schwester vollkommen einig, aus und nahm alles mit, was dieselbe an Geldwert besaß. Er kehrte noch erst bei sich ein, plünderte seinen Schreibtisch aus und begab sich auf der Stelle nach Muriefs Wohnung.

Sehr ermüdet und über die Erfolglosigkeit seiner letzten Schritte mißgestimmt, war dieser soeben nach Hause zurückgekehrt. Der Länge nach auf dem Sopha liegend, dachte er über die Thorheit der Sterblichen im allgemeinen, wie der Cornette im besondern nach. Die Meldung von dem Besuche seines Freundes, verursachte ihm nur ein mäßiges Vergnügen, denn er war auf eine zweite Auflage des Verweises gefaßt.

„Ich komme, um mich zu erkundigen, ob ich dir irgend wie nützlich sein könnte,“ erklärte Surof, als er über die Schwelle trat.

„Ich danke dir,“ versetzte Murief ein wenig verlegen.

„Es thut mir leid, daß ich so ungerecht war. Du bist mir doch nicht böse?“ fragte Plato und reichte seinem Kameraden beide Hände.

„Ach!“ rief dieser, „sie hat geredet!“

„Nein, mein Lieber, aber ich habe es erraten . . . Es giebt nichts, was man nicht für seinen Bruder thun kann,“ fuhr er fort. „Da hast du meine Geldtasche; ich glaube, du wirst darin genug finden, um diese unliebsame Angelegenheit aus der Welt zu rotten.“

Peter flog seinem Freunde, der diesmal seine Umarmung erwiderte, um den Hals.

„Was für eine Frau ist deine Schwester!“ jauchzte er, als er wieder zu Worten kommen konnte.

„Ich hatte es dir ja gesagt,“ erwiderte Plato mit Stolz, „daß es nur eine solche in der Welt gäbe!“

„Ich bin ihrer nicht würdig,“ murmelte Peter und schüttelte den Kopf; „ich begreife nicht, wie sie hat einwilligen können . . .“

„Ei nun, es giebt noch schlimmere als du,“ fiel Surof ein; „übrigens bin ich bezaubert, dich zum Schwager zu erhalten. Wir wollen uns jetzt aber mit ernsten Dingen beschäftigen.“

Die beiden Freunde regelten die Rechnungen, und als alles in Ordnung war, stand Plato auf.

„Ich gehe zum Obersten,“ sagte er; „ich glaube, der würdige Herr wird sehr fröhlich sein, mich zu sehen.“

„Was willst du ihm denn sagen?“ fragte Peter erschrocken.

„Potzblitz, ich will ihm sagen, daß deine Schuld bezahlt wird!“

22.

„Was hast du denn eigentlich Minkof gesagt?“ fragte die Prinzessin eines abends Dosia, die zusah, als sich dieselbe nach ihrer Rückkunft vom Theater auszog.

„Ach, was ich ihm gesagt habe?“ meinte das junge Mädchen mit zerstreuter Miene. „Und was hat er dir denn gesagt?“ fuhr sie mit größerer Lebhaftigkeit fort.

„Er behauptete, er hätte von dem, was du ihm gesagt, nichts verstanden," versetzte die Prinzessin lachend. „Wenn du findest, daß dies nicht klar genug ist, so halte dich nur an dir selber.

Dosias Gesicht klärte sich auf; ihre weißen Zähne blitzten einen Augenblick, darauf wurde sie wieder ernst oder vielmehr zerstreut.

„Ich habe ihm gesagt, daß ich nicht begreife, wie man unglücklich genug sein könne, den Wunsch zu hegen, mich zu heiraten," versicherte Dosia nach einer Pause.

„Dann war es also ein vollständiger Heiratsantrag?" fragte die Prinzessin und bemühte sich, nicht zu lachen.

„Ja," erwiderte Dosia; „wenn er ihn als eine Überhebung aufgefaßt hat, so giebt das zu erkennen, daß ich seinen Antrag verstanden habe; und wenn er ihn wieder als einen plötzlichen Einfall betrachtet, so habe ich ihn nicht ganz vollkommen verstanden. Ist das nicht klar?"

„Nicht allzu sehr," entgegnete die Prinzessin, immer lachend.

„Doch immer ebenso klar wie seine Worte an sich! ‚Mein Fräulein, die Bande der Ehe sind ebenso heilig wie unauflöslich. Glücklich, wer in der Einöde dieser großen Welt eine Gemahlin findet, die seinen Herd krönen und sein Leben mit Wohlgeruch erfüllen muß! Wenn ich dieser sein könnte, so würde ich mich auf ewig glücklich schätzen.'"

„Ach, Dosia, das hat er dir nicht gesagt!" rief die Prinzessin.

„So ziemlich! Sollte ein Irrtum mit unterlaufen, so kann er nicht groß sein. Du siehst, daß ich auf einen so verworrenen Antrag keine andere Antwort geben konnte."

„Aber er hat mich gefragt, ob deine Mutter seinen Antrag annehmen würde; es ist also ernstlich. Willst du, daß ich an deine Mutter schreibe?"

„Nein, nein!" rief Dosia. „Malen wir den Teufel nicht an die . . ."

„Still!“ versetzte die Prinzessin und legte ihren Finger mit einer Miene des Vorwurfs auf ihre Lippen.

„Gut, ich werde es nicht aussprechen!“ sagte Dosia. „Jetzt bin ich, wie du siehst, sehr klug! Ich unterbreche meine Sätze in der Hälfte. Ich wollte sagen, daß mich Mama schon seit sechs Monaten nicht mehr ausgezankt hat, und mir der Verlust dieser alten Gewohnheit sehr angenehm gewesen ist . . . Wenn ich mich deshalb mit Hilfe der weisen Sophie, meines Mentors, verheiraten will, so werde ich Mamas zu meiner Entscheidung nicht bedürfen.“

„Minkof ist reich, ist jung, hat eine gute Verwandtschaft und eine angenehme Stellung.“

„Er ist dumm wie eine Gans!“ murmelte Dosia, die Augen zur Decke erhoben.

„Nicht wie eine Gans,“ verbesserte die Prinzessin.

„Wie ein Gänschen in früher Jugend,“ wendete Dosia ein. „Allein ich glaube, daß er vielleicht nicht schlimmer als andere ist . . .“

„Wer von uns geliebt wird,“ erklärte die Prinzessin, „gleicht keinen anderen.“

„Das ist wahr!“ murmelte Dosia, „aber es wird wohl nicht der richtige Er sein.“

Sophie blickte sie nicht ohne einige Überraschung an. Das junge Mädchen errötete und begann mit den Fläschchen der Toilette zu spielen.

„Wie wirst du dich hinsichtlich Minkofs entscheiden?“ fragte die Prinzessin, die ihre Haare bis zu Ende geflochten hatte.

„Ich weiß nicht, ich werde deinen Bruder fragen, was er darüber denkt,“ erwiderte Dosia, die ganz rot wurde: „er vermag guten Rat zu erteilen.“

Sie küßte die Prinzessin und verschwand.

Am nächsten Tage rauchte Plato ruhig eine Cigarette, als er plötzlich Dosia zwischen den Thürvorhängen nach dem Eßsaale erscheinen sah. Die Prinzessin kleidete sich zum Ausgehen an: die Stunde war gut gewählt.

„Mein Gott!" sagte Plato lächelnd, „wie ernst sehen Sie aus, Cousine!"

Seit Peters Verlobung mit Sophie behandelte er das junge Mädchen weniger ceremoniös und nannte es oft im Scherze Cousine.

„Weil es sich um ernste Dinge handelt!" antwortete Dosia. Sie setzte sich ihm gegenüber. Der Tisch schied sie von einander. Ein goldener Strahl der Aprilsonne schlich sich durch den dreifachen Schutz der Vorhänge und fiel freundlich über die junge Gestalt, bald auf einer Haarlocke, bald auf einer Falte ihres hellseidenen Kleides spielend. Sie selbst war vollkommener April, — Regen und Sonnenschein, Launen und Versprechungen, muntere und bisweilen rebellische Anmut ... ein April, der sich seiner unbewußt ist und durch das Barometer leiten läßt.

Das Barometer sollte Plato sein.

„Lassen Sie hören," sagte er und setzte sein leeres Glas auf den Kredenzteller.

Mehr als einmal war der junge Mann zur Entscheidung über wichtige Toiletten- oder Anstandsfragen aufgefordert worden. Er machte sich auf irgend eine derartige Eröffnung gefaßt.

„Raten Sie mir, mich zu verheiraten?" fragte Dosia ganz rot und mit gesenkten Augen.

Das Erstaunen war gewaltig. So gewöhnt Plato auch an die Einfälle des Fräuleins Zaptine war, so hatte er an diesen doch nicht gedacht. Und weshalb nicht? War sie nicht in dem Alter, sich zu verheiraten?

Er gewann seine Kaltblütigkeit wieder, und ohne ein anderes Zeichen von Erregung als ein wenig Röte auf seinen sonst blassen Wangen versetzte er:

„Das hängt von Umständen ab."

„Von was für welchen?" fragte Dosia.

„Von allerlei. Mit wem haben Sie die Absicht sich zu verheiraten, wenn die Frage nicht indiskret ist?"

„Ich habe nicht die Absicht, mich zu verheiraten,“ entgegnete Dosia, während sie mit dem Theelöffel leise auf den Tisch klopfte.

Plato biß sich auf die Unterlippe.

„Weshalb haben Sie mir in diesem Falle eine so ernste Frage vorgelegt?“ fragte er nach einem kurzen Schweigen.

„Weil ich die Absicht bekommen könnte, mich zu verheiraten,“ erklärte Dosia und zerdrückte ein Stück Zucker mit der Schneide eines Messers.

„Sobald Sie diese Absicht bekommen sollten, halte ich den Augenblick für geeignet, über das Passende Ihres Entschlusses zu beraten.“

Dosia zerkrümelte das Stück Zucker ganz und sagte, während sie Plato verstohlen anblickte:

„Sie haben mich selbst auf die Notwendigkeit aufmerksam gemacht, keinen Beschluß zu fassen, bevor man nicht schon lange vorher und frei von dem Drucke der äußeren Umstände überlegt hat.“

Ohne ein Wort zu erwidern verneigte sich Plato, plötzlich von der ziemlich wenig vernünftigen Idee erfaßt, diese gelehrige Schülerin, die ihre Lektion so gut wiederholte, am Ohrläppchen zu zupfen.

„Ich stehe ganz zu Ihrem Befehle,“ erklärte er endlich; „sprechen Sie sich gütigst näher aus.“

Dosia begann von neuem Zucker zu zerkrümeln.

„Herr Minkof hat um meine Hand angehalten,“ sagte sie; „würde es mir anzuraten sein, ihn zu heiraten?“

Plato vertiefte sich in die Betrachtung des Tischtuchs und sein ganzer Zorn richtete sich gegen den Bewerber.

„Dieser Dummkopf!“ stieß er endlich ohne Schonung hervor.

„Ja,“ versicherte Dosia mit dem Tone vollkommener Unschuld.

Der Zucker kreischte unter dem Messer.

„Um Gottes willen,“ rief Plato, „hören Sie doch auf, Zucker zu zerkratzen; meine Nerven thun mir schon weh.“

„Ich bin, gottlob! nicht nervös!“ entgegnete Dosia mit einer Miene voller Mitleid mit nervösen Leuten.

Trotzdem stand sie auf und schob wie aus Furcht vor Versuchung ihren Stuhl zurück, während sie ihren Zucker einer zwischen den Vorhängen zu frühzeitig zum Vorscheine gekommenen Fliege überließ.

Aber als sie ihren alten Platz verließ, verlor sie den lieblichen Schmuck des Sonnenstrahles, und das Zimmer schien düster zu werden.

Entschlossen, sich weitläuftiger zu erklären, fragte endlich Dosia: „Sind Sie der Ansicht, daß ich mich verheiraten darf, daß ich vernünftig genug bin, um einen eigenen Hausstand zu begründen?“

Plato konnte sich des Lachens nicht erwehren.

„Vernünftig genug?“ versetzte er. „Das hängt von Umständen ab. Sobald Sie keinen Zucker zerschlagen, sind Sie sehr annehmbar.“

Ein verstohlenes Lächeln glitt über die Lippen der schalkhaften jungen Dame. Sie tauchte das äußerste Ende ihrer zuckersüßen Finger in die Schale zum Ausschwenken der Tassen, trocknete sie darauf an ihrem kleinen Taschentuche und ... bewahrte Stillschweigen.

Plato sah sich gezwungen fortzufahren.

„Die Ehe,“ sagte er, „ist sicherlich eine sehr ernste Sache; jeder bringt das Seinige mit hinein ... Ist der Mann sehr vernünftig, während die Frau es im geringeren Grade ist, ... so kann sich trotzdem eine Art Gleichgewicht herstellen, das ...“

Er gewahrte auf Dosias Gesichte etwas, — ich weiß nicht was, — das ihn kurz unterbrach. Sie schlug ihre großen, unschuldigen Augen zu ihm auf.

„Dann muß ich einen sehr klugen Mann bekommen?“ fragte sie in aller Aufrichtigkeit.

Gereizt antwortete Plato nicht.

„Unter dieser Bedingung darf ich mich also verheiraten?“ fuhr sie fort.

Plötzlich trat der Gedanke an das Offizier-Kasino, die Punschbowle, Peters Erzählung, kurz die ganze Menge dieser häßlichen Erinnerungen vor Platos Seele und durchbrach den Zauber, der ihn gefangen hielt.

„Das hängt alles von Umständen ab,“ erwiderte er barsch. „Jeder kennt sich. Sorgen Sie dafür, daß Ihr Gewissen Ihnen Rat geben kann.„

Darauf verließ er den Speisesaal.

Der Aprilglanz war verschwunden. Ein Hagelschauer peitschte heftig die Scheiben. Dosia blieb regungslos. Das große Gemach war fast dunkel. Die Vorhänge fingen das wenige Licht auf, das die dichten, von einem starken Winde getriebenen Wolken durchließen. Eine Thräne rollte über die Wange des jungen Mädchens, dann noch eine zweite; dicht folgten sich die glänzenden Tropfen und ließen eine dunkle Spur auf dem lila Leibchen zurück.

Die Wolke zog vorüber und brachte nach anderen Gegenden Hagel und Vernichtung; ein blasser, gelblicher Strahl fiel schräg in den Speisesaal hinein; darauf erschien der wieder blau gewordene Himmel oben am Fenster; die goldene Sonne warf auf jede silberne Schüssel des Anrichtetisches, auf jeden vergoldeten Nagel des hohen Saffianstuhles, auf dem Dosia saß als sie den Zucker zerkrümelte, einen glänzenden Schimmer . . . die Fliege setzte sich wieder auf das Tischtuch . . . das junge Mädchen hatte sich noch immer nicht bewegt.

„Nun, wo bist du denn, Dosia?“ ließ sich die Stimme der Prinzessin vernehmen; es regnet nicht mehr, wir wollen aufbrechen.

In demselben Augenblicke wo Sophie durch die eine Thür eintrat, verschwand das junge Mädchen durch eine andere. Eine Minute später erschien Dosia im Kopfputze,

Schleier und mit Handschuhen an wieder . . . und niemand sah es ihr an, daß sie geweint hatte.

Der Frühling schritt vor. Frau Zaptine forderte ihre Tochter zurück. Sophie versprach, sie ihr noch vor Pfingsten, das heißt noch vor ihrer Hochzeit zurückzubringen, denn die jungen Eheleute wollten ihre Flitterwochen auf Reisen verleben. Frau Zaptine lud die drei Freunde ein, acht Tage vor der Hochzeit bei ihr zu weilen. Von Dosias inständigen Bitten bedrängt, nahm die Prinzessin die Einladung an.

„Was soll aus mir nur werden, wenn du erst nicht mehr da bist?“ sagte traurig das junge Mädchen.

„Du wirst den nächsten Winter zurückkommen,“ erwiderte die Prinzessin.

Dosia schüttelte traurig den Kopf. Wenn man achtzehn Jahre zählt, sind der nächste Winter und Nimmermehrstag so ziemlich gleichbedeutende Begriffe.

Seit jener Windsbraut im April war sie nicht mehr die nämliche. Wäre die Prinzessin nicht von den Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit zu sehr in Anspruch genommen worden, so hätte sie diese so schnelle und so wichtige Verwandelung sicherlich bemerkt; aber sie hatte keine andern Gedanken mehr. Peter sah nur Sophie. Plato dachte nur an sich selbst, und während er sich mit seinem Gewissen und seiner Philosophie herumstritt, schwand die Ursache seiner Sorgen ganz eigentümlich dahin.

Am Abend ihrer Ankunft bei Frau Zaptine wurden alle über diese bis dahin unbekannte Wahrheit gleichzeitig betroffen. Der Schrei der Mutter öffnete ihnen die Augen.

„Mein Gott!“ rief Frau Zaptine, „du mußt wohl krank sein, Dosia, da du so abgemagert bist!“

Die zehn Paar Augen, die sich in dem Zimmer befanden, wandten sich sofort auf das junge Mädchen, das errötete. Das Inkarnat der Verlegenheit verlieh ihr einen flüchtigen Glanz.

„Das macht die Artigkeit, Mama,“ erwiderte sie mit einer Stimme, die fröhlich sein sollte, aber in einem Schluchzen endete.

Sie entfloh in den Garten.

„Nach dem, was ich sehe, bekümmert es sie sehr, Sie zu verlassen,“ versicherte die gute Frau Zaptine, indem sie zu mildern versuchte, was ihre erste Bemerkung für die Gastfreundschaft der Prinzessin Verletzendes haben konnte.

„Ja,“ versetzte diese langsam und nachdenkend; „ich hätte nicht geglaubt, daß dieses Bedauern so lebhaft wäre ... Ich wünschte es ihr gern zu ersparen, und doch sehe ich nicht ein. ...“

„Ei,“ unterbrach sie eine ältere Schwester, „sie muß sich ja doch gewöhnen, zu Hause zu bleiben. Wir andern haben es nicht verlassen, und das hindert uns nicht, uns ganz köstlich zu befinden!“

Plato blickte die Rednerin in wenig sympathischer Weise an und wandte ihr den Rücken zu.

„Armer kleiner Vogel!“ dachte er, „der Käfig wird sich schließen und ihm die Flügel lähmen.“

Am nächsten Tage stieg Dosia schon bei Tagesanbruch in den Garten hinab. Wie verändert kam ihr alles vor! Und doch war es der nämliche Garten. Die Schaukelbank, auf der sie ihren Vetter bezaubert, hatte seit dem vorigen Jahre etwas an Farbe verloren, aber die Raupen fielen noch eben so reichlich auf sie hinab. Dosia ging an der Schaukelbank vorüber und vertiefte sich links von ihr in das dichte Gebüsch von blühendem Flieder.

Seinerseits hatte Plato auch nicht geschlafen, er hatte sich die Nacht über gefragt, ob vielleicht der Luftwechsel und das weltliche Leben die Wangen des Fräuleins Zaptine mager und blaß gemacht hätten.

Ein geheimes Verlangen den Garten genau kennen zu lernen und sich zu versichern, ob Peter wenigstens nicht im

Materiellen von der Wahrheit abgewichen wäre, trieb Surof aus seinem Zimmer heraus.

Peter hatte nicht gelogen: der Schauplatz, auf dem sein toller Streich stattgefunden hatte, war vollkommen treu; die Schaukelbank, die gefährliche Treppe, der Rasen, auf dem man Gorelki spielte: alles war an seiner Stelle. Der schwarze dicke Kopf von Dosias Hund hatte sich auf dem Hofe, aus einer Hundehütte hervorguckend, gezeigt. Plato vertiefte sich aufs Geratewohl in den Garten, um den bitteren Kelch bis auf den letzten Tropfen zu leeren und den Pavillon, in dem Dosia ihren Vetter zu ihrer Entführung aufgefordert hatte, in Ruinen zu finden.

Einige Minuten lang ließ er sich auf seinem Gange vom Zufalle leiten. Quer durch das junge Laub zeigten ihm von Zeit zu Zeit glänzende Stellen am Flußufer den Weg. Am Ende einer langen Lindenallee sah er das blaue Himmeldach des kleinen Kiosk hervorschimmern, und durch die wenig verwickelten Windungen eines klassischen Labyrinthes wanderte er auf sein Ziel zu.

Bis auf die ihres Mörtels beraubten Säulen hinab, bei denen die Ziegelsteine wie rote Wunden hervorsahen, hatte Murief alles genau geschildert. Surof trat unter die Kuppel. Die von Moos überzogenen Steinbänke befanden sich auf dem angegebenen Platze. Ein dicker alter Frosch blickte Plato starr an und sprang dann mit seinem ganzen Gewichte in das Gras, das die Stufen dieser seltsamen Ruhestätte überzog.

Der junge Mann setzte sich auf eine der feuchten Bänke und dachte nach.

Alles war also wahr! Weshalb hatte Murief nicht die Rücksicht gehabt zu schweigen? Wenigstens wären seinem Freunde die Qual des Zweifels und die Marter des Mißtrauens erspart geblieben.

„Ich sollte sie lieben!“ sagte sich Plato mit jener Art Fatalismus, der zu den Originalitäten des russischen Cha-

rakters gehört. Weshalb habe ich sie, da ich sie doch einmal lieben sollte, nicht blindlings lieben können!“

In der völligen Niedergeschlagenheit der Verzweiflung ließ er seinen Kopf auf die Brust sinken und blieb von Kummer ergriffen. Ein leichtes Geräusch erregte seine Aufmerksamkeit: jenseits des Pavillons blickte ihn Dosia aus einem Fliedergebüsche mit gefalteten und auf ihr Kleid herabgesunkenen Händen schmerzlich an. Als er die Augen aufschlug, nickte sie ihm ernst, fast feierlich zu und verschwand zwischen dem Gebüsch.

Plato versuchte nicht sie einzuholen und blieb bis zu dem Augenblicke, wo die Glocke ihn zum Frühstücke rief, nachdenkend sitzen.

Das Haus Zaptine war der Tempel des Lärmes. Wenn dieser Gott je Altäre gehabt, so mußte ihm der Weihrauch, den man ihm in dieser Wohnung anzündete, ganz besonders angenehm sein, denn dort hielt er sich vorzugsweise auf.

Zwei lange Stunden versammelte das Frühstück der Reihe nach die Familienglieder wie die Besucher. Durch eine dieser ganz besonderen Gunsterweisungen, welche die Vorsehung unentschlossenen Leuten vorbehält, gelang es denen die sich etwas zu sagen hatten, nie sich zu treffen, weil die Einen gerade eintraten, sobald die Anderen zum Unglück herausgingen. Trotzdem einigte man sich immer vollständig, oder doch einigermaßen.

„Was wollen wir heute angeben?“ fragte Frau Zaptine. „Sie müssen einen kleinen Ausflug machen.“

Eine Vergnügungspartie wurde schnell besprochen. Man sollte im Walde den Thee einnehmen, darauf den damals gerade tiefen und prächtigen Fluß, der die herrlichen Wiesen bespülte, entlang zurückkehren. Schon am Morgen sollte ein Packwagen mit dem Koche, der Haushälterin, dem Tafeldiener und allen nur denkbaren Leckereien vorauffahren.

Gegen vier Uhr machte sich die Gesellschaft auf den

Weg: die Einen in Kutschen, die Anderen auf ländlichen Wagen, — langen, rollenden Maschinen, auf denen man sich nur, wenn man dicht gedrängt sitzt, im Gleichtgewichte erhalten kann, ohne Zweifel in Folge der molekülen Anziehungskraft. Dosia hatte ihren lieben Bayard besteigen wollen, der sich in Abwesenheit seiner jungen Herrin noch in der Kunst, die Tonne zu zerschlagen, vervollkommnet hatte. Da man sich bei einer genauen Besichtigung von der vollkommenen Unmöglichkeit überzeugt hatte, sich der schon lange nicht gebrauchten Herrensättel zu bedienen, so mußten die jungen Leute mit in die Kutschen steigen.

Dosia, die ein langes Amazonenkleid von dunkelblauem Tuche nebst einem breiten Filzhute mit einem klassischen weißen Federbusche trug, lenkte ihr Pferd mit vollendeter Gewandtheit. Fünf Minuten lang trabte sie friedlich neben der Kutsche her, in der ihre Mutter den Gästen als die Gutsherrin huldigte, allein diese erzwungene Sittsamkeit langweilte sie bald. Sie versetzte Bayard einen Peitschenhieb, der mit einem Male wie umgewandelt war, sich bäumte, ausschlug und wie ein Pfeil nach dem Walde zu dahin flog.

„Sie wird sich den Hals brechen!“ rief die Prinzessin.

„Nein,“ seufzte Frau Zaptine melancholisch; „so treibt sie es immer und nie stößt ihr etwas zu.“

23.

Als die Gesellschaft im Schatten des hohen Waldes ankam, fand sie den Thee bereits in einer Lichtung bereitet. Der Rasen, der dicht voll roter Nelken war, bildete den weichsten Teppich; ein großes Tischtuch von Damast glänzte auf dem grünen Anger wie weiße Seide. Schalen voll süßer Sahne, Pyramiden von Kuchen, breite kristallene Terrinen voll geronnener Milch, mit dickem, gelben Rahm bedeckt und von Eisstücken umgeben, um sie kühler zu erhalten, drückten die Ecken des Tischtuches fest gegen die Erde,

übrigens war die Luft vollkommen ruhig und die Hitze, selbst auf dem Wege, sehr erträglich. Tausend wohlriechende Blumen versteckten sich im Dickicht unter den großen Sonnenschirmen des Farnkrautes. Oben in den Kronen der Birken, in dem rauschenden Laube der Erlen ließ mitunter eine geschwätzige Amsel ihr lautes Lied über das verworrene Gezwitscher der übrigen Waldvögel dahinschmettern. Von Zeit zu Zeit vernahm man den Kuckucksruf fort und fort erschallen, so daß sogar die Aufmerksamkeit zerstreuter Ohren gefesselt wurde, und dann verstummte er mit einem Male, was eine Art Lücke in dem Orchester des Waldes zurückließ.

Dosia kam nach dem Haltplatze der Equipagen. Sie war abgestiegen. Ihren Hut in der Hand, ihre Schleppe unter dem Arme ging sie mit derselben Leichtigkeit einher wie in dem Salon der Prinzessin; aber ihr hübsches Gesicht hatte die einnehmende Schalkhaftigkeit verloren, die schon im voraus für alle beißenden Spöttereien, die sie hervorsprudeln würde, um Verzeihung zu bitten schien. Ihre stets rebellischen Haare wogten nicht mehr in stets aufgelösten Locken über die Schultern hinab. Seitdem sie achtzehn Jahre alt war, flocht Dosia ihr reiches Haar; aber die allzu schweren Flechten hatten den Kamm abgestreift und sanken sehr tief um ihr Kleid hinab, ohne daß sie sich im geringsten darum kümmerte. So kam sie Plato ernst, fast erhaben, traurig vor, mit einer leisen Beimischung von Bitterkeit in den Falten ihres Mundes. Nein, das war Dosia nicht mehr, das war eine Frau, die litt und schweigend leiden wollte.

Diese Gestalt blieb tief in Platos Herz eingegraben. Er sah ein, daß es in Dosias Geist arbeitete. — Was sollte daraus hervorgehen? Klugheit oder Thorheit? Sollte weltliche Klugheit den Vorrang davon tragen? Oder sollte sich eine neue Dosia enthüllen, ernster und der Liebe würdiger?

Mit einer anmutigen Kopfbewegung schüttelte das junge Mädchen seine Zöpfe nach hinten, und sein Ernst schien zu entweichen.

Man setzte sich auf die Erde und tausenderlei Späße wurden von allen getrieben.

Die Tassen, die umfallen, die Schalen mit Sahne, die das Gleichgewicht nicht behalten wollen, die vorher voll gewesenen Teller, die leer zurückkommen, ohne daß jemand sagen kann, oder will, wie das zugegangen ist, alle diese mutwillige Freude bei Mahlzeiten im Freien verbreitete sich bald um das ganze Tischtuch herum. Dosias Schwestern waren in Gesellschaft sehr liebenswürdig; alle ihre Fehler sparten sie für das häusliche Leben auf, da sie die weit verbreitete Ansicht teilten, in Familie brauche man sich keinen Zwang aufzuerlegen.

Zu dieser Lustigkeit, wie sie in guter Gesellschaft vorkommt, gab Dosia den Ton an; ihr leises, silberhelles Lachen hallte von Zeit zu Zeit inmitten der Gruppen wieder, und Plato hörte dieses discrete, aber fröhliche Lachen, das Zeichen eines freien und munteren Geistes, mit einer mit Angst gemischten Freude an.

Mit abgespanntem Geiste ließ er sich durch diese fröhliche Symphonie des menschlichen Lachens, das sich mit der Frühlingsluft des Waldes verband, sanft einwiegen.

„Nun ist es genug," rief Dosia und warf sich mit einer Hand unter dem Kopfe in das Gras. Die Füße von den Falten ihres Amazonenkleides unkenntlich bedeckt, glich sie so jenen Engelsgestalten, deren Körper sich in einer langen wogenden Gewandung verliert. „Nun ist es genug Peter! Mama wird mich schrecklich auszanken, aber das ist mir einerlei, der Anstand kommt desto schlimmer dabei weg! Ich kann doch nicht zu Sophie, die ich erst seit einem Jahre kenne, ‚Du' und zu ihrem Manne, den ich mein ganzes Leben lang gekannt habe, ‚Sie' sagen. Ich habe, was ich nur konnte gethan; um diesen Gesetzen des An-

standes nachzukommen. Jetzt verzichte ich darauf, es ist zu schwierig."

Während die Brautleute lachten, und Frau Zaptine eine Strafrede begann, erhob sich Plato schnell. Einige standen bereits, denn das Essen nahte sich seinem Ende.

Sophiens Augen irrten einen Augenblick von ihrem Bruder nach Dosia hin.

„Ich sehe nichts Schlimmes darin," sagte sie lächelnd; aber ihr Blick verriet eine unbestimmte Unruhe.

Dosia, die noch immer ausgestreckt dalag und die Augen durch das Laubdach schweifen ließ, hatte nicht aufgehört munter weiter zu plaudern. Plötzlich bemerkte sie, als sie ihren Blick auf ihre Umgebung richtete, Sophiens unruhiges Auge.

Mit einem Satze war sie auf den Füßen. Als sie sich von ihrer bisherigen Gruppe entfernte, kehrte sie der Gegend, in der sich Plato seinen Überlegungen überließ, den Rücken und näherte sich einem in der Nähe der Landstraße am äußersten Ende der Lichtung stehenden Baumstumpfe. Sie warf einen Blick nach jener Seite und lehnte sich darauf traurig gegen die alte rauhe Rinde, die die Regengüsse und Schneegestöber eines ganzen Jahrhunderts ausgehalten hatte. Sie weinte nicht. . . . Am Morgen hatte sie alle ihre Thränen verschwendet. Aufrecht stehend, mit herabhängenden Händen, starrte sie auf die Erde hinab, Ein Schatten zeichnete sich auf dem Fußpfade ab; sie erhob den Kopf. Vor sie tretend, prüfte Plato ihr bewegliches Gesicht. Sie schien nicht überrascht ihn zu sehen.

„Ich wünschte tot zu sein," sagte sie leise, ohne einen anderen Ausdruck als den der Mattigkeit; — „es ist schwer zu leben."

Bis tief ins Herz getroffen, beobachtete er einen Augenblick Schweigen.

„Das Leben ist gottlob! lang," begann er mit einem unbestimmten Lächeln. „Man hat Zeit, das zu ändern, was..."

Dosias Blick machte es ihm unmöglich, seinen unschuldigen Scherz zu beenden, der ihm eben so falsch, wie eine zersprungene Glocke zu tönen schien.

„Es ist zu schwer zu leben!" wiederholte Dosia unter traurigem Schütteln des Kopfes. „Dennoch muß man sich daran zu gewöhnen suchen! Aber es ist langweilig!"

Sie entfernte sich mit Mühe von dem Stamme, der sie gestützt hatte. Ihr Kleid beugte beim Vorübergehen die hohen Gräser nieder; ihre ganze zarte und schlanke Gestalt schritt wie einer der Birkenstämme, die sie umgaben, zierlich weiter. Plato fühlte das Verlangen ihr nachzueilen, sie von der Erde hochzuheben und ihr zuzuflüstern: „Lebe für mich!"

„Dosia!" rief Murief mit jenem singenden Tone, den die Landleute anwenden, um sich im Walde aus der Ferne verständlich zu machen. „Dosia, willst du, daß ich dir deinen Gaul bringen soll?"

„Ja, wenn du so freundlich sein willst," erwiderte sie.

Plato sank in einen wahren Abgrund von Verwirrung.

Peter brachte das arme Tier sanft wie ein Lamm, sobald sich Dosia nicht mit demselben zu thun machte.

„Willst du, daß ich ihm erst über den Graben hinüberhelfe?" fragte er seine Cousine. „Du kannst es auf der Landstraße besteigen."

„Weshalb?" versetzte Dosia. „Hier geht es ja sehr gut."

Kaum hatte Peter Zeit gehabt, den Steigbügel festzuschnallen, als schon das junge Mädchen sich auf die Hand stützend, die er ihr kaum zu reichen gedachte, im Sattel saß. Er ordnete die Falten ihres Kleides um ihre niedlichen Füßchen, während Plato, die Beute aller Wut der Eifersucht, sich fragte, ob er seiner Schwester nicht die Augen öffnen sollte.

Murief wandte ihm sein ehrliches Gesicht zu.

„Sie wird sich noch den Hals brechen!" sagte er zu Plato und blinzelte ihm zu.

Dosia versetzte ihm einen leichten Peitschenhieb, der ihm seine weiße Mütze in das Gras warf, und lachte eine Sekunde; darauf nahm sie, ohne ein Wort zu sagen, ihr Pferd zusammen, sprang über den vier Fuß breiten Graben und hielt den über eine so schöne That zitternden Bayard auf der Stelle an.

„Diesmal wird es noch nichts werden,“ sagte sie, den Hals ihres Pferdes streichelnd. „Nicht wahr, mein Freund, wir werden nicht zusammen den Tod finden?“

Langsam ritt sie, ohne Staub aufzuwirbeln, vorauf, während die andere Gesellschaft die Equipagen füllte.

24.

Bei der Rückkehr trennte sich Dosia nicht von der Gesellschaft; bald neben dem ländlichen Wagen, bald neben der Kutsche friedlich einhertrabend, zeigte sie eine Anmut und Liebenswürdigkeit, die ihre Mutter nicht an ihr kannte.

„Wie teuere Prinzessin,“ sagte Frau Zaptine, bis zu Thränen gerührt, „Ihnen verdanke ich diese Änderung? Sie haben aus meiner unbändigen Dosia, dieses liebenswürdige junge Mädchen gemacht?“

„Ein wenig von der alten Dosia ist allerdings noch im Hintergrunde zurückgeblieben, ganz im Hintergrunde,“ entgegnete die Prinzessin lächelnd.

Aber Frau Zaptine wollte nichts davon wissen, daß man an ihrer Tochter etwas aussetzte, und der Gegenstand ihrer Besprechungen fuhr fort in echt englischer Bescheidenheit einherzutraben und die Anwesenden durch ihre scharfsinnigen Bemerkungen so sehr zu bezaubern, daß ihre über diese Neuigkeit erstaunten Schwestern ganz vergaßen, auf sie eifersüchtig zu sein.

Der Rückweg führte am Flußufer entlang. In einiger Entfernung erhoben sich an dem jenseitigen Flußufer die Holzhäuser eines Dorfes, einige von der Witterung geschwärzt, andere noch ganz neu, rot und goldfarbig. Die

schon dem Untergange nahe Sonne übergoß die Gesichter der Spazierfahrer mit fast wagerechten Strahlen, und die Strahlen verlängerten sich übermäßig über den Boden.

Dosia fand ihre Lust darin, im Schatten der Kutschpferde einher zu traben. Alle waren ein wenig ermüdet, und die Unterhaltung nahm mehr und mehr ab.

Der blaue und tiefe Fluß strömte ziemlich schnell. In einiger Entfernung vor ihnen gaben einige Stangen eine Furt zu erkennen. Viele im Frühling sehr hohe Flüsse bilden im Sommer nur einen Wasserfaden: dann lassen sich die Furten zu Fuß durchschreiten, aber diese Jahreszeit war noch nicht gekommen.

Ein Bauer, der ein einspänniges Fuhrwerk lenkte, kam auf dem jenseitigen Ufer vom Dorfe her und fuhr in das Wasser, wobei er die von den Stangen ein wenig fraglich angedeutete Linie inne zu halten suchte.

Die Kutschen machten Halt, denn man wollte mit ansehen, wie er diese ziemlich gefährliche Durchfahrt bewerkstelligen würde. Die Lust an dergleichen Schauspielen ist dem Menschen so natürlich, daß niemand ein Feind von Aufregung ist, sobald es sich um andere handelt.

Das Pferd des Bauern bezeigte keinen besonderen Eifer, das kalte Bad zu nehmen, das ihm sein Herr bereitete; es entschloß sich erst dazu, nachdem es sich durch langes Schnauben kräftig dagegen verwahrt hatte. Als es indessen einsah, daß die Macht nicht auf seiner Seite lag, ging es einige Schritte vorwärts und hielt dann wieder. Der Bauer ließ es sich erst einen Augenblick verschnaufen.

„Das Wasser ist hoch,“ sagte Frau Zaptine, „es wird ihm schwer fallen hierdurchzukommen.“

„Ist die Furt gefährlich?“ fragte Plato.

„Nein. . . . Sobald man sich auf ihr hält, geht das Wasser nicht über die Brust; kommt man aber von ihr ab, so fällt das Flußbett sehr steil abwärts, und dann muß man schwimmen.“

Der Bauer hatte sich wieder auf den Weg gemacht; mißtrauisch und das Wasser beriechend, schritt das Pferd weiter. Der Wagen glitt schnell vorwärts.... Dem Mann ging das Wasser schon bis an die Brust; das Pferd schwamm und schien in Hitze zu geraten.

„Gott stehe mir bei!" schrie der Bauer ängstlich.

„Er hat die Furt verloren!" rief man einstimmig.

Mit gerunzelter Stirn und weit offenen Nasenlöchern sah Dosia aufmerksam zu, hatte aber noch kein Wort gesagt. Schnell entschlossen und mit wahrer Katzengeschwindigkeit legte sie die lange Schleppe ihres Amazonenkleides vorn über ihren Sattel zusammen, gab Bayard einen Peitschenhieb und setzte ihn in Galopp.

„Dosia!" rief ihre Mutter. „Wo willst du hin?"

Aufgeregtes Geschrei ließ sich aus den Kutschen vernehmen; die beiden jungen Männer sprangen auf die Straße hinaus. Aber Dosia befand sich schon im Flusse; Bayard kannte die Furt und brauchte keinen Irrtum zu befürchten. Kühn schritt er vorwärts und beroch das Wasser nicht aus Furcht, sondern aus Vorsicht.

Als sich Dosia mitten im Flusse befand, trennte sie ungefähr noch eine Klafter von dem in Not befindlichen Pferde, das im Wasser mit seinen Füßen um sich schlug; der Wagen war fast verschwunden; der Bauer rief alle Heilige des Paradieses an. Einen Augenblick stockte das junge Mädchen; dann machte es flüchtig das Kreuzeszeichen und verließ die Furt. Bayard begann zu schwimmen und beide tauchten tief unter.

Ein Schreckensschrei hallte am Ufer wieder. Die beiden jungen Männer hatten ihre Uniformen abgeworfen und schickten sich an in das Wasser zu springen.

„Es lohnt sich nicht der Mühe!" rief Dosia. „Mit Hilfe Gottes!"

Sie streckte den Arm aus und ergriff den Zügel des armen, aufgeregten Kleppers, der geduldig gehorchte, da er

Rettung nahen sah. Gut gelenkt, fand Bayard die Furt wieder, faßte festen Boden, und einen Augenblick später langten die beiden Pferde, der Wagen und Dosia selbst, von Wasser triefend, am Ufer an, als ob sie zum Hofe Neptuns gehörten.

Der Bauer ergoß sich in Danksagungen und Entschuldigungen.

„Du wirst noch vor Kälte umkommen, Dosia!" rief Frau Zaptine. „Du mußt völlig den Kopf verloren haben! Dieses Kind wird mich noch töten!"

Während sie noch seufzte, war Dosia schon fern. Bayard trug sie im heftigsten Galopp, zu dem er sich emporschwingen konnte, nach Hause.

Während der Fahrt brachte niemand in den beiden Wagen ein Wort hervor. Jeder hatte zu viel mit seinen eigenen Gedanken zu thun. Die Kutscher bedurften nicht erst des Befehles schnell zu fahren, und die Augen der Fahrgäste verfolgten die Spur von Dosias Ritt, die durch einen unaufhörlichen Wasserstreifen im Sande bezeichnet wurde.

Endlich hielten die Pferde atemlos vor dem Perron.

Trotz der allgemeinen Eile war Plato der Erste im Eßsaale, und der erste Gegenstand, der ihm in die Augen fiel, war Dosia, schon entkleidet und in einem weiten Schlafrock, der ihrer Mutter gehörte, gehüllt.

Sie stand sehr blaß und vor Kälte zitternd da. Ihre sämtlichen durchnäßten Kleidungsstücke lagen vor ihr auf dem Fußboden.

„Ich habe mir nicht erst die Mühe genommen, die Treppe hinaufzusteigen, Mama," sagte sie, als sie ihre Mutter gewahrte: „man hat mir Kleidungsstücke von dir angelegt. Wie drollig sich das ausnimmt!"

Sie lachte, aber die Zähne klapperten ihr, was sie auch dagegen that.

Man legte sie auf ein Sofa; trotz ihrer Einwen-

dungen hüllte man sie in eine warme Decke, und Dank der Mühe der klugen Dienstleute erschien der Samowar sogleich. Schon bei der zweiten Tasse siedend heißen Thees hörte Dosia zu zittern auf, und die Farbe kehrte auf ihre Wangen zurück.

Jetzt begann Frau Zaptine, die bis dahin äußerst unruhig gewesen, eine Strafrede.

„Mama," sagte das junge Mädchen, indem es sie wenig ehrerbietig unterbrach, „mein Vater hat mir den Grundsatz beigebracht, man müsse, selbst auf Gefahr seines eigenen Lebens, seinem Nächsten stets Hilfe leisten; und hier gab es nicht einmal Gefahr. Bayard kennt die Furt wie kein anderer; wir beide sind wohl hundertmal durch sie hindurchgesetzt."

„Und die Brustentzündung, unglückliches Kind?"

„Die zieht man sich auch auf einem Balle zu," versetzte Dosia philosophisch, „und dann hat doch niemand Vorteil davon. Geben Sie mir gefälligst noch eine Tasse Thee, Mama."

So wurde die Strafrede zum Schweigen gebracht. Aber Dosia hatte einen Gedanken gefaßt, und sie ruhte nicht eher, bis sie ihm auch Worte verlieh.

„Hat sich Bayard nicht gut benommen, Mama?"

„Ich gestehe," erwiderte Frau Zaptine, „daß ich es von ihm nicht erwartet hätte."

„Weil du ihn immer verkannt hast, Mama. Jetzt hat Bayard Seinesgleichen gerettet. Nun verdient er doch auch eine Belohnung, nicht wahr, Mama?"

„Sicherlich; soll ich ihm eine doppelte Portion Hafer geben lassen?"

„Ein Ehrenfutter? Ei ja, das ist artig; ich danke dir in seinem Namen dafür, Mama, aber ich möchte noch etwas Anderes."

„Was denn?"

„Laß ihn nicht mehr die Tonne ziehen, Mama! Er

ist ein echter Ritter, wir können ihn nicht erniedrigen wollen."

Unter dem Lachen der ganzen Gesellschaft erklärte Zaptine feierlich, daß Bayard von nun an von dem Hausdienste befreit sein sollte. Allein dies hatte nicht mehr Wert als ein Versprechen: man mußte erst noch die Kutscher zusammen berufen und ihnen den Befehl erteilen, das arme Tier nicht mehr zu kränken.

Als sie hinausgegangen waren, erklärte Dosia:

„Ich bin sehr zufrieden, Mama, ich danke Ihnen. Jetzt, glaube ich, werde ich schlafen können."

„Man wird dich auf dein Zimmer tragen," versetzte die Mutter voll freundlicher Sorge.

„Mich tragen!" rief Dosia und brach in Lachen aus, „mich wie einen Korb Wäsche tragen, der eben aus dem Waschhaus kommt! . . . O nein, ich werde hübsch auf meinen beiden Füßen gehen!"

Sie erhob sich, warf die Decke, deren Zipfel in die Tasse ihrer Schwester fiel, weit von sich und schritt, nachdem sie ihren Schlafrock mit wunderbarer Gewandtheit noch einmal so lang gezupft hatte, auf die Thür zu. Ehe sie hinausging, drehte sie sich um und machte den Anwesenden eine gemeinsame Verneigung.

„Guten Abend!" sagte sie; „speisen Sie mit gutem Appetite zu Abend; ich sterbe vor Müdigkeit."

Ihr Blick vermied Plato's, der seit seinem Eintreten nicht von ihr gewichen war, und man hörte ihr Lachen auf der Treppe, die sie, durch ihre Bekleidung verhindert, kaum hinaufsteigen konnte.

25.

Dosia schlief hintereinander; Frau Zaptine hatte Alpdrücken und Plato schlief gar nicht. Die Junisonne, die schon früh aufgeht, fand ihn, mit offenen Augen und von einer schlaflosen Nacht wie zerschlagen, auf seinem Bette

sitzen. Was er in dieser Nacht gedacht, geduldet und beschlossen, hätte ausgereicht, um das Leben eines dieser stillen Menschen auszufüllen, die von der Wiege bis zum Grabe keine andere Sorge als eine Stunde Verspätung oder die Frohne einer unerwarteten Arbeit kennen gelernt haben.

Müde seines regungslosen Daliegens zog er sich an und ging leise in den Garten hinab. Vier Uhr schlug es, als er an der Kuckucksuhr im Eßsaale vorüberschritt. Er kletterte über zwei oder drei schlaftrunkene Diener fort, die nach russischer Sitte seit unvordenklicher Zeit auf Strohmatten in den Gängen schliefen, öffnete die patriarchalisch nur mit einem Drücker verschlossene Hausthür und befand sich auf dem Perron. Vor seinen Füßen lag die halsbrecherische Treppe da; er wagte sich auf sie, langte ohne Unfall unten an und begann mit langen Schritten über den Rasen zu eilen.

Alles war vom Tau feucht. Feine Sonnenstrahlen brachen durch die Zweige hindurch und ließen auf dem Sande allerlei eigentümliche Laubgebilde hervortreten. Das ganze Orchester der Vögel stimmte aus voller Kehle ein Morgenständchen an; das Rindvieh, das schon auf die Weide getrieben war, brüllte von Weitem unaufhörlich den Baß dazu; hin und wieder antworteten durch dumpfes Brüllen einige Milchkühe darauf, die man um der Tagesbedürfnisse willen im Stalle zurückbehalten hatte. Eine schon früh wache Biene flog an Platos Wange vorüber und kroch dann tief in eine gelbe Akazientraube. . . . Aber der junge Mann kümmerte sich nicht viel um den Zauber eines Frühlingsmorgens! In dem fernen Walde hatte der Kuckuck so eben achtzehnmal seinen melancholischen Ruf wiederholt. Nach dem üblichen Aberglauben soll die Zahl seiner Rufe, sobald man ihn gefragt hat, die Zahl der Jahre des Ereignisses oder der Person angeben, an die man gedacht hat. Dosia schwand nicht aus den Ge-

danken des jungen Offiziers; — und obgleich er nicht abergläubisch war, so fühlte er sein Herz doch von einer neuen Angst bedrückt. Sollte sie mit achtzehn Jahren sterben?

Kämpfte Dosia vielleicht in diesem Augenblicke schon unter der Schwere der Krankheit? Schwebte der Tod, den sie gestern Abend herbeigezogen, vielleicht schon um ihr Bett? — Und wenn sie das Leben nicht liebte, dieses „zu schwere“ Leben, wie sie gesagt hatte, war Plato dann etwa Schuld daran? Hatte seine übertriebene Strenge, seine pedantische Weisheit etwa dieses junge, von Freude und Leben überströmende Herz betrübt? Was brauchte er von ihr eine unausführbare Vollkommenheit zu verlangen?

„Was soll ich anfangen, wenn sie stirbt?“ sagte er zu sich, „was wird mein Leben werden! Was für innere Qualen, was für Gewissensbisse!“

Seine Schritte hatten ihn nach dem kleinen verfallenen Pavillon gelenkt. Er setzte sich auf die Bank und blickte nach dem Hagebuchenhaine, in dem ihm Dosia den Tag vorher erschienen war.

„Weshalb habe ich da nicht verstanden,“ sagte er zu sich, „daß sie nicht an dem Leben hing? Weshalb habe ich in diesem schwer betrübten Blicke nicht die Ermattung von dem unaufhörlichen Kampfe gelesen?“

Lange blieb er an diesem Platze; nicht weit davon sah man den Fluß dunkelblau glänzend; er fühlte sich von der Kälte des eisigen Wassers überströmt, wie sie Dosia den Abend vorher hatte überströmen müssen, als dieselbe so mutig in das Wasser eindrang.

Er überhäufte sich mit Vorwürfen, während er lange planlos umherging. Endlich ermüdet, kehrte er zurück, warf sich auf sein Bett und schlief ein.

Um acht Uhr erwachte er. Ein bienenschwarmähnliches Geräusch erfüllte das ganz aus Fichtenholz gebaute, weit hallende Gebäude. Eiligst ging er nach dem Speisesaale

hinab, wo Frau Zaptine zu Ehren ihrer Gäste selbst den Kaffee bereitete.

„Nun Madame," sagte er, nachdem er sich kaum Zeit gegönnt hatte, guten Tag zu wünschen, wie befindet sich Do . . . Fräulein Theodosia."

„Fräulein Theodosia ist da," erklang die leicht belegte Stimme des jungen Mädchens; „ich wärme mich in der Sonne auf dem Balkon, Herr Plato."

Mit drei Sprüngen durchmaß er den Raum, der ihn von der Thür trennte, und befand sich Dosia gegenüber. In einem Kleide von weißem Wollenstoffe lag sie tief in einen großen Lehnstuhl vergraben; ein rosa gefütterter Sonnenschirm beschützte ihren niedlichen, ein wenig blassen Kopf gegen die Strahlen der schon heißen Sonne.

„Thut Ihnen nichts wehe?" fragte Plato mit einer so heiseren Stimme, als wäre er den Tag vorher in das Wasser getaucht. Er wagte nicht dem jungen Mädchen seine Hand hinzureichen.

„Mir fehlt nicht das Geringste! Ich habe wie ein Siebenschläfer geschlafen! Nichts giebt einen so gesunden Schlaf wie ein kaltes Bad!"

„Aber zu dieser Zeit des Jahres. . . ."

„In vierzehn Tagen wird sich alle Welt zum Vergnügen baden. Ich habe es mir ein wenig früher erlaubt! Man braucht nicht das kleinste Kätzchen deshalb zu prügeln."

Sie schwieg und schlug die Augen nieder. Er betrachtete sie, wie man einen verlorenen und plötzlich wiedergefundenen Schatz betrachtet.

„Haben Sie schon Kaffee getrunken?" fragte sie, um das Schweigen das sich fortsetzte, zu brechen.

„Nein!"

„So lassen Sie Ihre Tasse hierherbringen, wir wollen zusammen frühstücken."

Plato gehorchte. Einen Augenblick darauf brachte ein Diener einen Gueridon mit dem Kaffeebrett.

Beim Essen entsteht Herzlichkeit. Wenn diese Wahrheit kein Sprichwort ist, so verdient sie es zu werden; Besser als alles Übrige stellen das Brot und Salz der Gastfreundschaft schnell die Gemeinsamkeit der Eindrücke her. Auch Dosia fing an wie ehedem zu plaudern. Von Zeit zu Zeit zog ein Schatten vor ihren Augen vorüber, aber sie vertrieb ihn mit einer kindlichen Geberde, wie man den Schlaf dadurch von sich fern hält, daß man sich die Augenlider reibt.

Als die Tassen leer waren, zerkrümelte Dosia auf dem Balkon das übrig gebliebene Brot und von allen Seiten kamen die Vögel herbei, um diesen unverhofften Glücksfall zu benutzen.

„Sie kennen mich," erklärte Dosia, als sie sich mit glücklicher und matter Miene wieder in ihren Lehnstuhl zurücksinken ließ. „Sie lieben mich sehr."

Nach diesen Worten schloß sie die Augen. Ihre schwarzen Wimpern warfen auf ihre blassen, schon vorher mageren Wangen einen dunkelen Schatten. Plato empfand ein unbestimmtes Gefühl von Schrecken.

Der kleine Diener holte das Kaffeebrett wieder ab. Erst Murief, dann Sophie kamen hintereinander, um sich nach Dosias Befinden zu erkundigen. Sophie kehrte darauf zu der Familie im Speisesaale zurück und schloß leise die Balkonthür.

Plato war mit dem jungen Mädchen allein.

„Dosia!" sagte er nach einem kurzen Zaudern.

Sie öffnete die Augen, die sie geschlossen hatte, und eine Blutwelle schoß ihr in das Gesicht.

„Dosia!" fuhr der junge Mann fort, „ich bin sehr hart gegen Sie gewesen . . . ich bitte Sie, mir es verzeihen zu wollen."

Sie streckte ihre Hand aus, als wollte sie ihm wehren zu sprechen; er ergriff diese eisige Hand und bewahrte sie in der seinigen.

„Meiner Seele schwebte ein Ideal chimärischer Vollkommenheit vor, fügte er hinzu; „ich wollte Sie zwingen, demselben gleich zu werden. ... Ich habe Unrecht gehabt: Jedes Wesen hat seine Instinkte, seine Gefühle, seine Eindrücke, die ihm eigen sind und ihre Originalität besitzen; — Sie waren es nicht im Stande. ..."

„Sophie ähnlich zu werden?" unterbrach ihn Dosia mit einem Seufzer. „O nein!"

Sie zog ihre Hand zurück, die Plato schüchtern zurückzubehalten versuchte, stieß einen zweiten Seufzer aus und wandte die Augen ab.

„So wie Sie sind, Dosia," versetzte Plato, „sind Sie gut und reizend; Sie verdienen die Achtung und Liebe Aller ... und Sie besitzen sie."

Ein fragender Blick, eine Gewohnheit von Schalkhaftigkeit oder Koketterie blitzte zwischen den Augenlidern des jungen Mädchens hervor, nachher senkte sie ihn. Sie errötete.

„Ich schätze die Achtung Einiger höher als die Achtung Aller," entgegnete sie.

„Das Eine schließt das Andere nicht aus," bemerkte Plato. „Sie haben mir ein tiefes Gefühl eingeflößt, das ich vor Ihnen nicht kannte und meinem Leben eine andere Richtung geben wird."

Tief bewegt unterbrach er sich. Seine auf das Antlitz des jungen Mädchens gehefteten Augen hatten weit mehr als seine Worte gesagt. Leidenschaftlich erhob sie sich in ihrem Lehnstuhl und setzte sich ganz gerade.

„Ich schäme mich," sagte sie mit leiser, aber fester Stimme, „ich schäme mich sehr, Herr Plato, mir eine Achtung angeeignet zu haben, die ich nicht verdiene. Sie lieben mich um meiner Aufrichtigkeit, meiner Offenheit willen, — denn andere Eigenschaften entdecke ich an mir nicht! Nun, hierbei läuft Scheinheiligkeit und Lüge mit unter. Ich hätte es Ihnen längst sagen müssen, aber Sie waren bisher

streng. Ich sagte mir: Weshalb zu jemanden, dem du nichts bist, von dir sprechen? Ich hatte Unrecht, jetzt sehe ich es."

Plato hörte ihr unentschlossen zu. Ein Schimmer unaussprechlicher Freude trat in seiner Seele hervor, aber er wagte nicht daran zu glauben.

„Sie reden," fuhr sie fort, von Gefühlen, die Ihrem Leben eine andere Richtung geben werden. Bevor es zu spät wird, bevor diese Gefühle Ihnen Kummer bereiten, bevor sie auch . . ."

Sie biß sich auf die Lippe, erblaßte und sagte:

„Ich muß Ihnen bekennen, daß ich das nicht bin, wofür Sie mich halten. Müde des Zwanges, in dem ich hier gehalten wurde, habe ich im vorigen Jahre, ungefähr um dieselbe Zeit, eine Thorheit begangen, die mich um das Glück meines Lebens bringen wird. In einem Augenblicke der Erbitterung habe ich meinen Vetter Peter gebeten, mich zu entführen. Er liebte mich nicht. Ich glaube fast, daß ich es wußte, selbst damals schon; aber ich war ihm zu Leibe gegangen . . . wenig kommt auf das Mittel an, das ich angewendet; überdies war ich zu allem entschlossen. Er willigte ein und nahm mich mit. Aber wir hatten noch nicht vier Werst gemacht, als ich meinen Fehltritt schon einsah. Niemand hatte Kenntnis davon, ich bedauerte ihn, mein Vetter war so freundlich, mich wieder hierher zurückzuführen, ohne mir die Vorwürfe, die ich verdient hätte, zu machen. Im Hinblick darauf, mein Herr, im Hinblick auf einen Fehltritt, an dem nur ich die Schuld trage, da Peter unschuldig ist, bin ich Ihrer Achtung nicht mehr würdig. . . . Verzeihen Sie mir, daß ich sie so lange erschlichen hatte."

Sie schwieg, zwei schwere Thränen rollten still über den weißen Wollenstoff ihres Hausrockes. Sie wollte sich beherrschen, aber sie hatte nicht die Kraft dazu; schmerzlich brach ihr Schluchzen hervor, gebrochen wie das eines

verzweifelten Wesens, dem das Leben nichts mehr darbietet, und sie vergrub ihr Gesicht in die Rückseite ihres Lehnstuhles.

„Dosia," sagte die Stimme Platos, so nahe, daß sie zitterte, „Dosia, Sie sind ein Engel ... Ich wußte es."

Sie zitterte von Kopf bis zu den Füßen.

„Sie wußten es! Und Sie liebten mich trotzdem noch ein wenig?"

„Nein, ich liebte Sie nicht, — wenigstens nicht genug, — nicht wie ich Sie jetzt liebe. Ich fragte mich, ob Sie genug Vertrauen zu mir haben würden, um zu sprechen..."

„Hundertmal habe ich es thun wollen, aber Sie waren so streng, Sie sahen so wenig aus, als ob Sie Interesse für mich hegten ... Ich hatte so große Furcht vor Ihnen!"

„Und jetzt?"

„Jetzt," versetzte Dosia lächelnd — dieses Lächeln in ihren nassen Augen gab ihr eine ideale Anmut, — „habe ich noch immer ein wenig Furcht vor Ihnen, aber keine so große mehr! Achten Sie mich denn wirklich? Ach, ich habe über diese Achtung, die ich mir mit Unrecht angeeignet zu haben glaubte, viel gelitten!"

„Ja, ich achte Sie ein wenig," erwiderte Plato auch lächelnd. „Sie sind wie Bayard: Sie haben Ihresgleichen gerettet."

„Ach, was für eine Spötterei!" rief Dosia.

„Ich habe mich gerade nicht in sehr vielen ergangen; da ich jedoch klüger bin als Sie, so stellt dies das Gleichgewicht ein wenig her. Erinnern Sie sich noch jenes Tages, wo wir beide darüber einig wurden, daß Sie einen sehr klugen Mann nötig hätten?"

„Ich habe an diesem Tage viel geweint!" murmelte Dosia.

„Sie sollen nicht mehr weinen. Finden Sie mich klug genug, um Ihr Mann zu werden?"

Sie blickte ihn an, streckte die Arme nach ihm aus, legte sie dann, wie von jungfräulicher Scham erfaßt, über

die Brust zusammen und schmiegte sich dann, aber ohne ihn mit den Augen zu verlassen, ganz blaß gegen die Rücklehne ihres Stuhles.

Er hob sie auf, führte sie, — trug sie fast, — in das Innere des Hauses hinein.

Nun hatte Frau Zaptine eine schöne Gelegenheit, bei diesem unpassenden Auftritte die Arme gen Himmel zu erheben, aber sie kam um dieselbe. Sophie kam ihr mit einem Worte zuvor.

„Ich glaube, liebe Madame," sagte sie ruhig, „daß mein Bruder Ihnen etwas mitzuteilen hat."

„Madame," bat Plato, „gewähren Sie mir die Hand des Fräuleins Theodosia!"

Wir verzichten auf die Schilderung des Aufstandes, der darauf folgte. Homer allein wäre für diese Aufgabe nicht zu schwach.

Wie mit einem Zauberstabe zu neuem Leben erweckt, lief Dosia nach einem Kleide die Treppe hinauf und erschien nach einer Viertelstunde in Kopfputz und Feststaate wieder, — kurz würdig der neuen Stellung als Braut. Man tanzte, man spielte Blindekuh; die Drehorgel, die den Kalifen von Bagdad und Aline, die Königin von Golconda spielte, wurde so fleißig in Kontribution gesetzt, daß die Kurbel in Muriefs allzu eifriger Hand blieb; kurz, man machte so viel Lärm und ergötzte sich so gut, daß die Schwestern Dosias bis zum Schlafengehen keine Zeit hatten, um über die große Ungerechtigkeit, die das Schicksal heute gegen sie begangen hatte, nachzudenken.

„Wir wollen heute über acht Tage die Hochzeit feiern," sagte Plato, als die Suppe herumgereicht wurde.

„Wie! wie!" rief Frau Zaptine, und die Ausstattung!"

„Ich heirate ja nicht die Ausstattung; wir können die Ausstattung auch später noch immer bekommen. Aber wir feiern heute über acht Tage mit Sophie zusammen unsere Hochzeit. Nicht wahr, Dosia?"

„Gewiß," versetzte diese. „Ich nehme Bayard mit."

„Was für ein Glück!" riefen alle Schwestern einstimmig.

„Freuet euch nicht zu sehr," entgegnete Dosia und erhob mit drohender Miene den Zeigefinger, „sonst lasse ich euch meinen Hund da."

Man bat um Gnade, und es wurde abgemacht, daß Dosia auch ihren Hund mitnehmen sollte.

Als man sich vom Tische erhob, ging die ganze Gesellschaft die halsbrecherische Treppe hinab, und treu einer Gewohnheit aus ihrer Jugendzeit, setzte sich Frau Zaptine auf die Schaukelbank.

Noch saß sie keine halbe Minute darauf, so gesellten sich zwei ihrer Töchter zu ihr, darauf Dosia, von Plato gefolgt, der laut lachte, endlich die ganze Gesellschaft mit einziger Ausnahme Muriefs, der zehn Schritte davon dastand und seine Cigarette rauchend, zublickte.

„Ihr seht aus, wie ein Schwarm Schwalben, die neben einander auf einem Telegraphendrahte sitzen," sagte er voller Ergötzen, über diesen Anblick; „namentlich nimmt sich die Tante durch ihre Durchsichtigkeit gut aus."

Frau Zaptine lachte aufrichtigen Herzens! sie war an diesem Tage so zufrieden, daß sie ganz vergessen hatte, krank zu sein. Die Schaukelbank war in prächtigem Schwunge. Murief sah, wie sie mit heiterer Miene in die Höhe wippten.

„Sage doch, Dosia," rief er, „erinnerst du dich noch des vorigen Jahres. . . ."

Verlegen hielt er an, da er befürchtete, eine Dummheit begangen zu haben.

„Ja, ich erinnere mich," versetzte Dosia und blickte Plato an. „Du warst damals nicht so liebenswürdig wie heute! Komm, schaukele dich doch auch ein wenig mit!"

Peter warf seine Cigarette fort, setzte sich neben Sophie und gab der schwer beladenen Bank einen kräftigen

Schwung. Unter allgemeinen Lachen wurde die Bewegung beibehalten.

„Ihr werdet mir noch die Schaukelbank zerbrechen," rief Frau Zaptine und machte vergebliche Bemühungen, um sie festzuhalten.

„Das thut nichts, liebe Tante," erwiderte Murief. „Vorwärts! Hop, hop, in Familie!"

Ende.

Aus

Philipp Reclam's Universal-Bibliothek.

Jede Nummer 20 Pf.

Agrell, A., Einsam. Schauspiel in 3 Aufzügen. 2728.
—, Gerettet. Schauspiel in 2 Aufz. 1810.
Andersen, H. C., Bilderbuch ohne Bilder. 381. — In eleganten Leinenband: 60 Pf.
—, Der Improvisator. Roman. 814—17. — In eleg. Leinenband: M. 1.20.
—, Nur ein Geiger. Roman. 633—36. — In eleg. Leinenband: M. 1.20.
—, O. Z. Original-Roman. 1098—1100. — In eleg. Leinenband: 1 M.
—, Sämmtliche Märchen. 2 Theile. 691—700. — In 2 Bde. gebunden M. 2.50.
—, Sein oder Nichtsein. Roman. 1738—40. — In eleg. Leinenband: 1 M.
Benzon, O., Surrogat. Lustsp. in 1 Aufzug. 1737.
Bergsöe, W., Gespenstergeschichten. 996.
—, Delila u. andere Novellen. 2687.
—, Italienische Novellen. 786/87.
Björnson, B., Arne. Erzählung. 1748.
—, Ein fröhlicher Bursch. Bauernnovelle. 1891.
—, Der Brautmarsch. 950.
—, Kleine Erzählungen. 1867.
—, Ein Fallissement. Schauspiel in 4 Aufzügen. 778.
—, Das Fischermädchen. 858/59.
—, Leonarda. Schausp. in 4 Aufz. 1233.
—, Die Neuvermählten. Schauspiel in 2 Aufzügen. 592.
—, Synnöve Solbakken. 656.
—, Das neue System. Schauspiel in 5 Aufzügen. 1358.
Björnson, Ueber die Kraft. 2170.
—, Zwischen den Schlachten. Schauspiel in 1 Aufzug. 750.
Blanche, August, Erzählungen des Küsters zu Danderyd. Aus dem Schwedischen übers. v. H. Denhardt. 791. 792.
Die Saga von Gunnlaug Schlangenzunge. Aus dem Altisländischen übersetzt v. A. Tille. 2756.
Drachmann, H., See- und Strandgeschichten. 2478/79.
Etlar, C., Arme Leute. Erzählungen. 1588/89.
Ewald, H. F., Blanca. Novelle. 1727/28.
Flygare-Carlen, Die Rose v. Tistelö. Erzähl. aus den Scheren. 1491-95. — Geb. M. 1.50.
Geijer, E. G., Gedichte. 352. — Geb. 60 Pf.
Hedberg, F., Die Hochzeit zu Ulfosa. Schauspiel in 4 Aufzügen. 628.
Heiberg, König Midas. Schausp. in 4 Aufzügen. 2654.
Hertz, H., Einquartierung. Lustspiel in 1 Aufzug. 1046.
—, König René's Tochter. Lyrisches Drama in 1 Aufzug. 190. — In eleg. Lnbd.: 60 Pf.
—, Die Sparkasse od. Ende gut, Alles gut. Lustspiel in 3 Aufz. 1145.
Hostrup, C., Eva. Schauspiel in 4 Aufzügen. 1430.
Jacobsen, Niels Lyhne. Roman. 2551/52.
Ibsen, H., Baumeister Solneß. Schauspiel in 3 Aufzügen. Deutsch von S. Ibsen. 3026.
—, Brand. Ein dramatisches Gedicht. 1531/32. Geb. 80 Pf.
—, Der Bund der Jugend. Schausp. in 5 Aufzügen. 1514.
—, Das Fest auf Solhaug. Schauspiel in 3 Aufzügen. 2375.

Aus

Philipp Reclam's Universal-Bibliothek.

Jede Nummer 20 Pf.

Ibsen, Die Frau vom Meer. Schausp. in 5 Aufzügen. 2560.

—, Frau Inger auf Östrot. Schauspiel in 5 Aufzügen. 2856.

—, Gedichte. Vollständ. Ausg. 2130. — Geb. 60 Pf.

—, Gespenster. Familiendrama in 3 Aufz. 1828.

—, Hedda Gabler. Schauspiel in 4 Aufzügen. 2773.

—, Kaiser und Galiläer. Welthistorisches Schauspiel. 2368/69.

—, Die Komödie der Liebe. Schauspiel in 3 Aufz. 2700.

—, Die Kronprätendenten. Schauspiel in 5 Aufzügen 2724.

—, Nora oder Ein Puppenheim. Schauspiel in 3 Aufzügen. 1257.

—, Nordische Heerfahrt. Schauspiel in 4 Aufzügen. 2633.

—, Peer Gynt. Dramatisches Gedicht. 2309/10.

—, Rosmersholm. Schauspiel in 4 Aufz. 2280.

—, Stützen der Gesellschaft. Schauspiel in 4 Aufzügen. 958.

—, Ein Volksfeind. Schauspiel in 5 Aufz. 1702.

—, Die Wildente. Schausp. in 5 Aufz. 2317.

Kielland, A., Garman & Worse. Roman. 1528—30.

—, Neue Novelletten. 2134.

—, Novelletten. 1888.

Lie, J., Der Hellseher oder Bilder aus Norwegen. 1540.

—, Der Dreimaster „Zukunft". Erzählung. 2704/5.

—, Lebenslänglich verurtheilt. Erzählung. 1909/10.

—, Ein Mahlstrom. Erzähl. 2402/3.

Oehlenschläger, Axel und Walburg. Trauerspiel in 5 Aufz. 1897.

—, Correggio. 1555.

Päivärinta, Finnische Novellen. 2659.

Paulsen, J., Falkenström & Söhne. Schausp. in 4 Aufzügen. 2066.

Rydberg, V., Singoalla. Eine Phantasie. 2016.

Schandorph, S., Ein Witwenstand. Erzählung. 1886.

Schmidt, R., Erzählungen. 2061/62.

Stagnelius, Erik Joh., Blenda. Epische Dichtung. 623—25.

Strindberg, A., Fräulein Julie. Naturalistisches Trauerspiel. 2666.

—, Die Leute auf Hemsö. Erzählung. 2758/59.

—, Der Vater. Trauersp. in 3 Aufzügen. 2489.

Tegnér, Axel. Eine poetische Erzählung. 747. — Geb. 60 Pf.

—, Die Abendmahlskinder. 538. — Geb. 60 Pf.

—, Frithjofs-Sage. 422/23. — Geb. 80 Pf. — Mit Goldschnitt M. 1.20.

Tennyson, Alfr., Enoch Arden. 490. — In eleg. Leinenband: 60 Pf.

—, Königsidyllen. Im Metrum des Originals. 1817/18. — Geb. 80 Pf.

Thóroddsen, Jón Th., Jüngling und Mädchen. Erzählung. 2226/27.

Wijkander, Osk., Bertha Malm. Schauspiel in 4 Aufzügen. 2039.

Winterhjelm, K., (Joh. Norman.) Intermezzos. 2348.